

LESEPROBE

Hanni Münzer

Die Akte Rosenthal
Teil 2 - Finale!

SEELENFISCHER-TETRALOGIE
BAND 4

Thriller

Hinweis der Autorin

Dies ist eine fiktive Geschichte und frei erfunden. Ich schwöre!

Alle Namen, handelnden Personen und Begebenheiten sind daher ein Urprodukt meiner
Fantasie. Sie allein ist schuld.

Würde ich das Gegenteil behaupten, würde man mich verhaften.

Etwaige Personen- oder Namensähnlichkeiten bitte ich daher zu entschuldigen, diese lagen
nicht in meiner Absicht.

Alles, was nicht erfunden ist, ist wahr.

Vorwort

Dieses Buch ist eine fiktive Geschichte. Und doch ist sie ganz nah an der Realität.

Ich selbst komme in diesem Buch vor, weil sich die Journalistin Rabea Rosenthal-Kennedy für meine Forschungen interessiert und mich um ein Interview bittet. Denn ich habe eine Vision: *die künftige Energieversorgung der Menschheit durch „Freie Raumenergie“*.

Mein Name ist Professor Albert Zweifels. Ich bin Physiker und Forscher und lehre Physik an der Rheinischen Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Meine Forschungsarbeiten zur Nutzbarmachung der Nullpunktsenergie des Quantenvakuums, kurz *Raumenergie*, haben mich in Wissenschaftskreisen bekannt gemacht. Bereits 2009 wurde der theoretische und praktische Nachweis dieser neuen Energiequelle erbracht (siehe Links im Anhang). Meine Forschungen finanziere ich privat. Eine staatliche Förderung erfolgte bisher nicht. Eine einfache Erklärung, wie Sie sich die Natur der Raumenergie vorstellen können, finden Sie in diesem Buch (Forumsdiskussion: Beitrag *Manpower*).

Ich möchte Ihnen nun eine Frage stellen: Wenn Sie die Wahl hätten, zwischen a) konventioneller, teurer Energieversorgung wie Öl, Gas, Kohle und Atomkraft und b) einer Energie, die praktisch nichts kostet, die frei und unbegrenzt für alle Menschen zur Verfügung steht und weder Mensch, Tier noch Umwelt belastet, welche Möglichkeit würden Sie wählen? a) oder b)? Müssen Sie überhaupt überlegen? Nein.

Die gute Nachricht ist: **b) ist längst realisierbar!** Denn diese Energieform existiert, es ist eine saubere und günstige Alternative, wir müssten sie nur nutzen. Die Frage sollte daher lauten: Warum tun wir das nicht? Warum halten wir an der herkömmlichen Energieversorgung fest, beuten die Erde aus und zerstören damit unseren eigenen Lebensraum? Warum nehmen wir die Erderwärmung in Kauf, verwüsten ganze Landstriche bei der Gewinnung von Öl, Gas, Kohle, riskieren Katastrophen wie in Fukushima?

Die Antwort darauf ist die schlechte Nachricht. Es gibt vier Mächte, die die Gewinnung der Freien Raumenergie bis dato verhindern.

Die erste Macht: Das weltweite Geldmonopol – in der Hand einer kleinen Anzahl privater Banken, beherrscht durch wenige Superreiche. Diese Personen streben die vollkommene Kontrolle der Kapitalreserven der gesamten Welt an und damit die Verfügbarkeit (oder Nicht-Verfügbarkeit) aller Güter und Dienstleistungen – faktisch über das Leben aller Menschen. Das sind WIR.

Eine unabhängige Quelle allgemeinen Wohlstands, also Freie Energie für alle Menschen, würde die Pläne dieser Reichsten für immer zunichtemachen. Warum? Weil die Wirtschaft eines Landes durch Erhöhung oder Absenkung der Zinsen in Richtung Rezession oder Aufschwung gesteuert, sprich manipuliert werden kann. Gäbe es jedoch eine frei zugängliche, unabhängige Energiequelle, mit der jedes Unternehmen und jede Person Kapital innerhalb der jeweiligen Volkswirtschaft erzeugen könnte, ohne sich Geld/Kapital von einer Bank leihen zu müssen, wäre diese Form von zentral gesteuerter Manipulation kaum mehr möglich. Freie-Energie-Technologien verändern also den Wert des Geldes, was den Interessen dieser Superreichen widerspricht. Gier und das Streben nach der absoluten Kontrolle treibt sie an. Dabei berufen sie sich quasi auf ein göttliches Recht auf Herrschaft. Sie folgen der goldenen Regel, die sie selbst aufgestellt haben: Wer über das Gold verfügt, bestimmt.

Die zweite Macht: die Regierungen

Die Außenpolitik der meisten Länder funktioniert nach dem Motto: *Wie du mir, so ich dir*. Auf internationaler Ebene wird ständig um Einfluss auf das Weltgeschehen gerangelt. Die stärkste Partei setzt sich durch, das heißt jene, die die meisten schmutzigen Tricks beherrscht und bereit ist, sie auch einzusetzen.

So sieht die tatsächliche Polit-Arena aus: Keine Regierung will einer anderen Regierung einen Vorteil gewähren. Das käme einem politischen Selbstmord gleich. Vor diesem Hintergrund ist eine Freie-Energie-Technologie der schlimmste Albtraum einer Regierung, denn sie bedroht die nationale Sicherheit. Könnten Sie sich vorstellen, dass Japan es nicht als Bedrohung empfindet, wenn China über eine billige und schier unerschöpfliche Energiequelle verfügt? Oder Israel stillsitzen würde, wenn der Iran Freie Energie besäße? Würden die USA tatenlos zusehen, wenn Al-Kaida in den Besitz von Freie-Energie-Technologien käme? Denken Sie darüber nach.

Die Nutzung der Freien Energie würde unweigerlich zu einer Verschiebung des Mächtegleichgewichts führen. Das ist auch der ersten Macht, den Oligarchen, bewusst. Darum setzen Lobbyisten in den Regierungen alles daran, diese Technologie so lange wie möglich zu verhindern, aufzuschieben, zu unterdrücken. Für den Selbsterhalt ist ihnen jedes Mittel recht, legal und illegal: Verhinderung der Vergabe von Patenten, das Schikanieren von Investoren mit Straftatvorwürfen, Steuerprüfungen, Abhören von Telefonaten, Verhaftung, Drohungen, Brandstiftung, Transportdiebstahl bis hin zu Mord und Mordversuch an Erfindern und Forschern.

Die dritte Macht: die Betrüger

Leider gibt es zu viele davon. Einige tun dies bewusst und staatlich gesteuert, um der Bewegung „Freie Raumenergie“ zu schaden und sie zu diskreditieren. Auch mein Name wurde hierzu schon von Betrügern missbraucht. Es ist eine regelrechte Internet-Propaganda im Gange, um das Vertrauen der Menschen in diese Technologie zu erschüttern. Das Internet ist die neue Macht. Dabei birgt sie Gefahren und Chancen zugleich.

Die vierte Macht: Das sind wir, die Bürger und Menschen.

Noch sind wir zu sehr unserem eigenen Denken verhaftet. Wir erkennen scheinbar mit Leichtigkeit Selbstsucht, Neid und Gier in den anderen, doch die gleichen niederen Instinkte wirken auch in uns. Wollen wir nicht lieber andere kontrollieren, als selbst kontrolliert zu werden? Wie hoch müsste der Preis sein, damit wir unsere Prinzipien verraten?

Ich sehe die Freie Raumenergie als Ausdruck göttlicher Fülle. Sie könnte der Motor der Wirtschaft einer aufgeklärten Gesellschaft werden, in der das Verhalten der Menschen aus freien Stücken durch gegenseitigen Respekt und Toleranz geprägt ist – christliche Werte, menschliche Werte zu leben, die uns nicht neidvoll auf das Hab und Gut des Nachbarn schielen lassen. Das Aufkommen Freier-Energie-Technologien markiert den Beginn eines wahrhaft zivilisierten Zeitalters, *eines Zeitalters des Friedens*.

Doch nichts fürchten die Gegner der Freien Raumenergie mehr, als dass eine Bewegung in Gang gesetzt wird, die anderen Gutes tut. Noch bleibt deshalb diese friedliebende Gesellschaft eine Utopie, aber durch Internet und soziale Medien haben wir, die vierte Macht, die Chance, den vereinten Anstrengungen der anderen drei Mächte entgegenzuwirken. Wir stehen unmittelbar vor der letzten großen Auseinandersetzung. Die Saat ist ausgebracht, werden Sie ein Teil dieser Bewegung! Für Ihre Kinder.

Fassen wir zusammen: Der Weltkapitalismus ist auf den schnellen Profit ausgerichtet. Er denkt kurzfristig, nicht nachhaltig. Nach außen hin geben sich diese mächtigen Reichen gottesfürchtig und bibelfest. Vermutlich handeln sie deshalb nach dem Motto: *Nach uns die Sintflut!* *

Falls Sie also zufällig einen altruistischen, nachhaltig denkenden Multimillionär kennen, der sich mutig der ersten und zweiten Macht entgegenstellt, sagen Sie ihm, er soll mich anrufen. Frau Münzer hat meine Nummer.

Prof. Dr. rer. nat. Albert Zweifels

P.S. http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_gr%C3%B6%C3%9Ften_Unternehmen_der_Welt

Zum besseren Verständnis: Das ist die Liste der größten Unternehmen der Welt, Stand 2011. Wie viele Unternehmen finden Sie darunter, die NICHTS mit Energie oder Geld/Versicherungen zu tun haben? Die Top 100 entlarven zudem, warum Autos noch immer mit Benzin laufen. Die Energiekonzerne beherrschen die Welt.

*Zitate entnommen mit freundlicher Genehmigung des Urhebers Peter Lindemann:
<http://www.free-energy.ws>

„Ein wenig Aufrichtigkeit ist eine gefährliche Sache, und viel davon ist tödlich.“
Oscar Wilde

„Geld ist der Mist des Teufels.“
Papst Franziskus

Prolog

Bestimmung ...

„Jetzt komm schon mit, Clemente. Diese Schamanin ist unglaublich. Du musst die Frage nur denken, und sie gibt dir darauf eine Antwort. Wenn ich es nicht selbst erlebt hätte, ich würde es nicht glauben.“

Der Angesprochene schüttelte unwillig den Kopf. „Du weißt, Tommaso, ich habe mit solchem Humbug nichts zu schaffen!“

„Papperlapapp“, erwiderte sein Freund unbeeindruckt und stellte seine Kaffeetasse ab. Die beiden jungen Priester saßen im Frühstücksraum des Hilton Hotel Bonaventure in Montreal. Der Bischof von Chicago, dessen Delegation sie während seiner zehntägigen Kanada-Rundreise angehörten, hatte ihnen heute freigegeben. Der Bischof litt an einer Magenverstimmung.

Tommaso hatte dies respektlos mit *der Gute hat sich schlichtweg überfressen* kommentiert und sich über den freien Tag gefreut. „Humbug ist so oder so Ansichtssache“, fuhr er nun fort. „Sind wir nicht vom selben Fach? Wir wollen Leuten unseren Glauben nahebringen, ohne dafür einen direkten Beweis zu liefern. Jetzt gib dir einen Ruck, Clemente. Von hier nach Hogansburg ist es ein Katzensprung, kaum achtzig Meilen. Und die Gegend ist sehr schön. Außerdem heißt unser Hotel hier nicht von ungefähr *Bonaventure*, gutes Abenteuer! Das ist ein Zeichen. Also ich“, Tommaso fuhr sich mit der Serviette über den Mund und erhob sich, „werde auf alle Fälle fahren. Der Wagen ist schon bestellt.“

Clemente musterte seinen Freund und Kollegen scharf. „Dir geht es doch gar nicht um diese Wahrsagerin. Du willst nur im dortigen Casino spielen.“

Tommaso fasste sich theatralisch ans Herz. „Getroffen! Ein Grund mehr, dass du mitkommst, Clemente. Oder willst du mich ganz allein dem Spielteufel überlassen?“ Er lächelte entwaffnend.

Clemente warf seine Serviette mit einer resignierten Geste auf den Teller und stand nun auch auf. „Ehrlich, Tommaso, manchmal frage ich mich, warum du Priester geworden bist.“

„Wieso denn? Gott hat uns erschaffen, wie er alles erschaffen hat, also auch das Vergnügen. Warum sollte ein Priester nicht das Leben genießen? Ich finde sogar, es gehört zu seinen Pflichten, seiner Gemeinde ein lebenswertes Leben vorzuleben.“

„Dazu gehört aber sicher nicht, seinen Klingelbeutel im Casino zu verspielen.“

„Ich bin froh, dass du nicht Kollekte gesagt hast. Kommst du nun mit?“, wiederholte er seine Frage und sah seinen Freund auf eine Weise an, die selten ihre Wirkung verfehlte. Er und Clemente stammten aus demselben apulischen Dorf und waren als Nachbarskinder aufgewachsen. Von klein auf waren sie unzertrennlich gewesen, hatten alles gemeinsam unternommen. Am Tag, als Clemente verkündet hatte, dass er Priester werden wolle, war es für Tommaso selbstverständlich gewesen, seinem Freund auf dessen Lebensweg zu folgen.

Nach seiner Weihe wurde Tommaso eine Gemeinde in den Abruzzen zugeteilt, Clemente ging nach Rom. Und so hatten sich die beiden Freunde für eine Weile aus den Augen verloren.

Tommaso legte keinen übermäßigen Ehrgeiz an den Tag, ganz im Gegensatz zu seinem Jugendfreund. Clemente Finzi-Contini hatte bereits begonnen, sich in der Kirchenhierarchie

nach oben zu arbeiten und fungierte seit einem Jahr als Privatsekretär des Bischofs von Chicago, der reichsten Diözese der USA. Vor drei Monaten hatte er seine Beziehungen genutzt und Tommaso aus Santo Stefano di Sessanio zu sich nach Chicago geholt. Auch wenn Tommaso nicht den gängigen Konventionen eines Priesters entsprach, so war er doch seinem Freund gegenüber hundertprozentig loyal. Das war es, was für Clemente zählte. Wenn er sein hochgestecktes Ziel erreichen wollte, dann musste er sich von Beginn an mit loyalen Mitstreitern umgeben.

„Du machst schon wieder dein Karrieregesicht“, feixte Tommaso, der das Mienenspiel seines Freundes beobachtet hatte. „Vielleicht möchtest du der Schamanin eine ganz bestimmte Frage stellen, hm?“

Clemente sah Tommaso grimmig an. „Vergiss es.“

„Ach komm schon. Ich weiß, du bist immer noch mit mir verschnupft, weil ich letzte Woche ausgebüxt bin.“

„Ja. Weil ich wegen dir den Bischof anlügen musste. Ich habe dich nicht zu mir geholt, Tommaso, damit du mir Schwierigkeiten machst.“

„Du hast doch gar nicht richtig gelogen, das war nur eine kleine Ausflucht zu aller Zufriedenheit.“

Clemente seufzte. „Du bist so glatt wie die zugefrorene Hölle. Vielleicht solltest du lieber auf Politik umsatteln.“

„Merkwürdig, und ich dachte, da wäre ich längst gelandet“, scholl es unbekümmert zurück. „Sieh es so, Clemente. Hätte ich nicht diese kleine Fahrt unternommen, wäre ich niemals dieser unglaublichen Frau begegnet. Das war Fügung. Und wenn wir Priester nicht an Schicksal glauben, wer sonst?“

Zwei Stunden später parkte der Mietwagen der beiden Priester vor dem Akwesasne Mohawk Casino, und wiederum eine Stunde später hatte Pater Tommaso eine Audienz, wie er es nannte, bei der Schamanin erwirkt. Sie würde sie am frühen Nachmittag empfangen.

„Ich lasse dir den Vortritt“, sagte Pater Tommaso, als es so weit war, und schob seinen weiterhin widerstrebenden Freund über die Schwelle des Blockhauses, das am Rande des Casino-Parks lag.

Unvermittelt fand sich Clemente in einem einzigen großen Raum mit bodentiefen Fenstern wieder, der so gar nicht seinen Vorstellungen der Örtlichkeit einer Wahrsagerin entsprach. Er musterte die Umgebung, als hoffte er doch noch Flitterkram, Räucherstäbchen und Kristallkugel zu entdecken. Stattdessen präsentierte sich der lichtdurchflutete Raum beinahe klinisch nüchtern. Eine weiße Ledercouch und zwei Sessel dominierten ihn, es roch angenehm nach Holz und frisch gebrühtem Kaffee. Einzig der eindrucksvolle Webteppich, der indianische Jagdszenen zeigte und die gesamte gegenüberliegende Rückwand einnahm, zeugte von der Herkunft seiner Gastgeberin.

Auch die Schamanin überraschte ihn. Ihre alterslose Erscheinung strahlte eine stille Würde aus, aber da war noch mehr. Clemente ertappte sich dabei, wie er sie anstarrte. *Hypnotisierte sie ihn etwa?* Tatsächlich waren ihre Augen ungewöhnlich, eines blau, das andere sienafarben. Er wandte den Blick ab, konzentrierte sich auf den türkisfarbenen Stein an ihrem Hals. Doch ihr Blick zog ihn erneut in seinen Bann. Er traf Clemente wie ein Schlag, der seltsam dumpf in seinem Magen widerhallte. Es fühlte sich an, als würde sie in sein Innerstes schauen, seine Seele nach außen kehren. *Er sollte hier verschwinden!* Doch wie sähe das aus? Er, der gottesfürchtige Priester, floh vor dieser Cassandra? Er kämpfte den Drang geradeso nieder, indem er sich auf seine eigene Würde besann, rückte seinen Kragen zurecht, der ihm plötzlich zu eng erschien, und folgte ihrer eleganten Handbewegung, Platz zu nehmen. Ohne zu fragen, schenkte sie ihm Kaffee ein, reichte ihm die Tasse und setzte sich ihm gegenüber.

„Ich habe auf Sie gewartet“, eröffnete ihm die Frau in einem seltsam melodischen Englisch mit französischem Akzent. Dabei fixierte sie ihn weiter mit ihren markanten Augen. „Ich kenne Ihre Frage und die Antwort darauf, junger Priester. Darum frage ich Sie: Ist es Ihr

freier Wille, sie zu hören? Hier und heute? Das Schicksal ist ein launisches Element, es ist weder männlich noch weiblich, *es ist*, und doch ist uns Seelen vom Moment der Zeugung an alles vorherbestimmt. Sein Schicksal zu kennen bedeutet nicht, es zu lenken. Der Stern folgt stets seinem eigenen Weg. Manchmal ist es besser, nicht zu wissen, wohin er uns führt.“

Nicht nur ihre Augen waren ungewöhnlich, stellte Clemente fest, sondern auch ihre Stimme. Sie war wie geschaffen, um die Sinne zu streicheln. *Oder um die Hölle zu verheißen*, dachte er weiter. Sein Unbehagen in Gegenwart dieser Frau wuchs. *Er hätte sich nicht von Tommaso überreden lassen sollen!* Eigentlich war er nur hierhergekommen, um seinem Freund zu beweisen, dass seine Begeisterung für die angeblichen Fähigkeiten dieser Cassandra Nonsens war, sein Freund schlichtweg Hokusfokus aufgesessen war. Er hatte das Weib entlarven wollen und sich vorgestellt, seine Kräfte mit den ihren zu messen, überzeugt davon, dass sein Wille stark genug sei.

Aber seit er die Türschwelle überschritten hatte, wusste er, dass er die brennende Frage seines Lebens – die eine Frage, die ihn umtrieb, seit er zum ersten Mal das Priesterseminar betreten hatte –, nicht vor ihr verbergen konnte. Er nickte ihr wie unter Zwang zu.

Und die Schamanin antwortete. Ihre Worte fügten sich wie zu einer kleinen Melodie zusammen, jene Harmonie, die sich Clemente erhofft hatte zu hören. Eine Antwort, die ihm sein großes Schicksal verhieß – das Lied von Macht und Einfluss.

Erstes Buch

Die Büchse der Pandora

„Schicksal ist nur ein anderes Wort dafür, dass Gott nichts erklären muss.“

Rabea Rosenthal

Kapitel 1

I-00120 Vatikanstadt

„Carlotta van Kampen ist tot.“

„Halleluja! Was für eine wunderbare Nachricht.“ Unmittelbar darauf nahm das freudige Gesicht des Mannes einen salbungsvollen Ausdruck an, als hätte ein Regisseur ihm eine neue Rolle zugeteilt. Er bekreuzigte sich, faltete die Hände und sprach ein kurzes Gebet. Dann streifte er auch diese Rolle ab. Lauernd fragte er: „Wie?“

„Sie wurde vor ungefähr einer Stunde in Barcelona erschossen.“

„Erschossen?“ Der Mann fuhr von seinem Schreibtisch hoch. „Herrgott nochmal, was für ein Aufsehen! So geht das nicht. Was fällt unseren Leuten ein?“, blaffte er sein Gegenüber an.

„Nein, nein, Eminenz“, stieß der Mann hastig hervor, „ich versichere Euch, niemand von uns war in die Sache verwickelt. Es scheint eine ihrer eigenen Angestellten gewesen zu sein. Eine Brasilianerin. Mehr hat unser Kontakt in Spanien bisher noch nicht in Erfahrung bringen können.“

„Wunderbar!“ Der Kardinal rieb sich die Hände. Glück musste man haben. Da hatte ihm doch glatt jemand anderes die Arbeit abgenommen. „Das dürfte uns die Sache künftig erleichtern.“ Er hielt kurz inne, dann sagte er: „Unser Mann im Van-Kampen-Aufsichtsrat soll auf den Nachlassverwalter einwirken. Ich will endlich das Geschäft abschließen, und vor allem will ich die Dokumente zurück, die uns dieses Weib gestohlen hat“, sagte er hart. Bis heute war es ihm ein Rätsel, wie die Holländerin es geschafft hatte, dem Kirchenstaat so viele Jahre erfolgreich die Stirn zu bieten. Die sorgfältig vorbereiteten Klagen, die er in den letzten Jahren gegen die van Kampen eingereicht hatte, waren bisher stets von den Gerichten abgewiesen worden. Niemals hätte er gedacht, dass die Frau über derart einflussreiche Verbündete verfügte. Sie reichten bis in die höchsten Regierungskreise. Leider saßen dort nicht wenige Kirchenhasser.

„Eminenz, ich fürchte, es ist ein zusätzliches Problem aufgetreten.“

Der Kardinal sah seinen Sekretär scharf an. Für ihn gab es keine Probleme. Nur Aufgaben, die es zu lösen galt.

Der Sekretär bemerkte seinen Lapsus und berichtigte sich, wobei er ins Stottern geriet: „Ich meine, also ... da ist ...“

„Herrgott, Enzo! Was soll denn das? Ich habe nicht ewig Zeit. Ich muss gleich zu einem Konsistorium mit dem Heiligen Vater.“

Pater Enzo gab sich einen Ruck. Diesmal sprudelten die Worte nur so aus ihm heraus. „Es gibt eine Erbin. Die Tochter der van Kampen. Sie ist verheiratet und hat einen Sohn.“

„Was? Lucia van Kampen ist wieder aufgetaucht? Aber sie galt seit neun Jahren als verschollen. Pater Filiberto hat mir schon vor Jahren glaubhaft versichert, dass sie tot sei.“

„Leider nein. Und da ist noch etwas. Sie ist mit Lukas von Stetten verheiratet. Er ist der Vater ihres Sohnes.“

„Der Schützling dieses Verräters Bentivoglio? Der Ex-Jesuit?“ Der Kardinal griff nach dem Kreuz auf seiner Brust. Die scharfen Kanten schnitten in sein Fleisch und halfen ihm, seine Gedanken zu ordnen. Er selbst hatte Pater von Stetten vor knapp zwei Jahren, nach dem Verschwinden von Carlotta van Kampen, als unwichtig eingestuft und angeordnet, ihn nicht weiter zu überwachen. Ein kapitaler Fehler – und nicht sein einziger in dieser Sache. Er hätte

nicht auf Pater Filiberto hören sollen, als dieser vorschlug, keine weitere Zeit auf die Suche nach der Van-Kampen-Tochter zu verschwenden. Er ärgerte sich. Ab sofort würde er die Dinge wieder selbst in die Hand nehmen. Dabei hatte er schon genug andere Sorgen. Der neugewählte Papst sprühte geradezu vor utopischen Ideen. Ein lästiger und gefährlicher Mann. Erst kürzlich hatte er in einem Interview, das in sechzehn Jesuiten-Zeitungen erschienen war, behauptet, dass der Hof die Lepra des Papsttums sei! Natürlich hatten das weltweit alle Zeitungen nachgedruckt. Der Kardinal empfand die Aussage als empörend, ja, geradezu blasphemisch. Ebenso peinlich fand er den Ausspruch, dass Geld der Mist des Teufels sei.

Wer hatte denn all die Jahrhunderte die mühevollen Arbeit getan, die Gelder eingetrieben und dem Papst den Hof erhalten, damit er überhaupt Hof halten konnte? *Männer wie er!* Und jetzt bezeichnete er ihn und seine Vorgänger als Lepra? Wo wäre das Papsttum heute, ohne die Kurie und die verantwortungsvollen Entscheidungen, die diese über die Jahrhunderte hatten treffen müssen? Nirgendwo – weil es nämlich kein Papsttum mehr gäbe! *Was bildet sich dieser Mann ein*, ereiferte er sich innerlich weiter. *Fast zweitausend Jahre Papsttum einfach so vom Tisch wischen zu wollen wie lästige Krümel?* Nein, er würde sich sein Lebenswerk von diesem Mann nicht zerstören lassen! Der Kirchenstaat, der Erhalt seiner Institutionen und Traditionen waren sein Leben. Er wusste genau, woher der Wind wehte: Der Papst war treuer Jesuit und nahm der Kurie noch immer das Verbot seines Ordens von 1773 übel!

„Ja, von Stetten war vor Ort in Barcelona, als die van Kampen erschossen wurde. Mit seiner Frau“, holte Enzo den Kardinal aus seinem inneren Monolog zurück. „Und da ist noch etwas.“ Enzo stockte und knetete seine Hände.

Der Kardinal sah seinen Sekretär auffordernd an, eine Zornesfalte wie ein großes V in die Stirn gegraben.

„Saul Kaschinski wurde in Nürnberg verhaftet.“

Der Kardinal explodierte endgültig und schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch: „Ja, bin ich denn nur noch von unfähigen Idioten umgeben! Wie konnte das passieren? Es hieß doch, er sei der Beste in seinem Fach.“

„Kaschinski wird nicht reden, außerdem hat er alle Anweisungen anonym erhalten. Nichts in der Kommunikation weist auf eine Verbindung zu Rom hin“, beeilte sich Enzo zu antworten. „Aber wir müssen eine Entscheidung treffen“, ergänzte der Sekretär vorsichtig. Er mied Augenkontakt und schielte stattdessen auf die Statue einer betenden Madonna, die hinter seinem Dienstherrn auf einem Sockel stand.

Der Kardinal hatte verstanden. „Ihr meint wohl, *ich* muss eine Entscheidung treffen.“ Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und überschlug seine Optionen wie ein Schachspieler. Entweder Kaschinski wurde so schnell wie möglich eliminiert, oder er sorgte dafür, dass der Mann Unterstützung erhielt. Rasch schob er die verschiedenen Konstellationen in seinem Kopf hin und her, erwog, auf welche Figuren er verzichten konnte, und fällte seine Entscheidung.

„Gut, sorgt dafür, dass Kaschinski heil aus der Sache herauskommt. Es zeigt ihm unsere Macht. Dann hol mir unseren Paulus hierher. Es wird Zeit, dass er wieder zum Saulus wird. Und ich will die Akte Lukas von Stetten auf meinen Tisch.“

„Ich habe sie bereits hier, Eminenz.“ Enzo reichte ihm beflissen den Aktendeckel, den er unter den Arm geklemmt trug.

„Wenigstens habt Ihr einmal mitgedacht“, sagte der Kardinal gönnerhaft. Er schlug die Akte auf, überflog sie kurz und zeigte dann mit einem sorgfältig manikürten Finger auf einen Namen:

„Das ist die Schwachstelle. Hier sollten wir ansetzen. Zeit für Plan B.“

* * * * *

Zwei Stunden später pfefferte der Kardinal eine rote Projektmappe, auf der das Siegel des Papstes prangte, auf den Schreibtisch. Er fluchte, was das Zeug hielt, wobei sich die Worte „Dilettant“, „Humbug“ und „hirnverbrannt“ noch als geradezu höflich ausnahmen. Sein Sekretär Enzo machte sich inzwischen so klein wie möglich und wartete, bis der Sturm vorübergezogen war.

„Enzo0000 ...!“

„Ich bin hier, Eminenz.“ Enzo trat mit einem goldglänzenden Tablett näher und stellte ein Gläschen Grappa nebst zugehöriger Flasche vor seinem Superior ab. Dann wappnete er sich für seine Rolle als Blitzableiter.

Der Kardinal stürzte das erste Glas im Stehen hinunter. „Unfassbar, jetzt will er eine Untersuchungskommission einberufen, die die Vatikanbank prüfen soll! Schon wieder! Kaum bin ich den einen losgeworden, fängt der nächste damit an. Wie soll man denn da noch in Ruhe arbeiten können?“

Enzo war klar, wer gemeint war: Es ging um den amtierenden Papst und dessen Amtsvorgänger, den emeritierten Papst. Natürlich wusste Enzo auch, dass die Spekulationen um den Rücktritt des Papstes, die jüngst durch die Presse gegeistert waren und hier und da immer wieder aufflackerten, lediglich die Spitze des Eisbergs waren.

Das zurückgetretene Kirchenoberhaupt hatte inzwischen die traditionelle päpstliche Sommerresidenz in Castel Gandolfo verlassen und war in das ehemalige Nonnenkloster Mater Ecclesiae in den Vatikanischen Gärten gezogen. Die ihm verbliebene Erdenzeit konnte er dort nur deshalb in Kontemplation verbringen, weil er zugestimmt hatte, auch da zu bleiben. Der ehemals mächtigste Mann des Kirchenstaates, zumindest nach Einschätzung der Öffentlichkeit, würde seine alte Heimat niemals wiedersehen. Er saß in seinem italienischen Käfig fest. Nur der Tod würde ihn von Rom scheiden.

Enzo verharrte stumm und reglos. Er wartete auf die weiteren Anweisungen seiner Eminenz. Sein Superior hatte sich inzwischen sichtlich beruhigt. Enzo sandte nicht zum ersten Mal ein Stoßgebet gen Himmel, um dem Erfinder des göttlichen Grappa zu danken.

„Also gut“, sagte der Kardinal und ließ sich in seinen Louis-XVI.-Sessel hinter dem Schreibtisch fallen. Er faltete seine Hände mit großer Geste, als hätte er vor, zu beten, aber Enzo kannte seinen Brotherrn und wusste, dass er über seine nächsten Maßnahmen nachdachte. Er diente dem Kardinalstaatssekretär Finzi-Contini seit acht Jahren und bewunderte ihn sehr, denn der hatte, selbst wenn die Widrigkeiten sich noch so hoch auftürmten, stets eine Lösung gefunden. Das Leben eines Kurien-Kardinals war in der Tat beschwerlich, und Enzo war stolz darauf, ihn bei seinem harten Tagwerk unterstützen zu dürfen.

„Passt auf, Enzo. Zunächst holt Ihr mir Erzbischof von Elsterich an den Apparat.“ Enzo nickte. Ihm leuchtete ein, dass seine Eminenz mit dem Erzbischof über die Stiftung *Kind und Brot* konferieren musste.

„Dann möchte ich mich mit unserem deutschen Adeligen besprechen. Aber nicht telefonisch. Er soll hierherkommen, am besten noch heute Abend. Ja, das ist gut, laden wir ihn zum Essen ein. Sagt der Küche Bescheid, dass ich heute um 21:00 Uhr ein Menü mit Rinderfilet wünsche. Blutig. Der Deutsche liebt blutiges Fleisch.“

Enzo nickte, er wusste das natürlich, es zu wissen gehörte zu seinen Aufgaben. Mit dem *Deutschen* war Kardinal Dieter von Unterberg gemeint, kommissarischer Leiter des Istituto per le Opere di Religione, kurz IOR. Enzo beschäftigte sich gedanklich viel mit dem IOR. Die Institution war dem Heiligen Stuhl 1887 von der italienischen Monarchie für den Verlust des Staatsterritoriums des Kirchenstaates zugestanden worden. Bis 1942 war die Existenz dieser Verwaltung nur wenigen Eingeweihten bekannt gewesen. Unter anderem erfolgte bis ins Jahr

1929, vor der Unterzeichnung der Lateranverträge, die Auszahlung der Papst-Apanage durch das IOR. Böse Zungen behaupteten, dass sich Mussolini mit den Lateranverträgen, die dem Vatikan politische und territoriale Souveränität zusicherten, die Zustimmung des Papstes für ein faschistisches Italien erkaufte hatte. Angeblich versüßt mit einer Zahlung im heutigen Gegenwert von 1,5 Milliarden Euro – ein äußerst lukrativer Ablasshandel für das IOR.

Heute war die Institution der Allgemeinheit als Vatikanbank bekannt und allein dem Heiligen Vater unterstellt. Er war ihr einziger Aktionär, und sie war nicht der Kontrolle italienischer Aufsichtsbehörden unterworfen. Wohl deshalb war sie als solche ständiger Gegenstand der wüstesten Spekulationen und Behauptungen. So wurde behauptet, dass die Vatikanbank in Geldwäschegeschäften mit der Mafia verstrickt sei, Korruption und Steuerhinterziehung fördere, Morde in Auftrag gäbe und terroristische Akte finanziere. Der Vatikan, in einem Atemzug genannt mit Terrorismus! *Ungeheuerlich!* Jedes Mal, wenn Enzo darüber nachdachte, überkam ihn Gottes Zorn, dem er aber selbstverständlich nicht nachgab.

Währenddessen war der Kardinal in seinen Instruktionen fortgefahren. Jetzt wirkte er listig. „Ich habe dem Heiligen Vater den Vorschlag gemacht, noch eine weitere Kommission ins Leben zu rufen: eine unabhängige Ethik-Kommission, die sich der Untersuchung von Missbrauchsfällen und Verschwendungssucht innerhalb des Klerus annehmen soll. Erstaunlich, wie sich alle gleich – sobald auch nur das Wort Ethik fällt –, in dessen Glanz sonnen. Seine Heiligkeit hat mir stante pede den Auftrag erteilt, eine Liste geeigneter Kandidaten zu erstellen. Es sollten mindestens sechs bis acht sein, der Heilige Vater hat zugestimmt. Mach dich gleich daran, Enzo. Hier“, der Kardinal kritzelte einige Namen auf einen Notizblock, „diese drei hier müssen unbedingt dabei sein, beim Rest ist Euer Kopf gefragt. Ach ja, es sollen ausschließlich weltliche Kandidaten herangezogen werden, kein Kardinal und kein Kurienangehöriger“, fügte er wie beiläufig hinzu. Dabei war das der Clou daran – *sein* Meisterstück. Den Einwand des Papstes hatte er mit einem einzigen Argument widerlegt: dass die Ethik-Kommission dadurch hundertprozentig unabhängig sein würde. Vor allem schloss dieser Schachzug aus, dass ihm jemand aus dem Klerus dreinreden könnte.

Enzo starrte indes verwirrt auf die Namen. Zwei davon waren ihm bekannt. Doch der dritte Name war es, der ihm völlig unverständlich erschien, ihn beinahe entsetzte. Einmal mehr konnte er dem Gedankengang des Kardinals nicht folgen. „Eine Frau, Eminenz?“, rutschte es schneller aus ihm heraus, als ihm lieb war.

„Aber natürlich, das ist ja der Sinn einer unabhängigen Kommission, Enzo. Gemischte Ansichten. Eine Kandidatin reicht auch nicht, ich stelle mir mindestens noch eine weitere vor.“ Der Kardinal lächelte und wirkte mit einem Mal sehr zufrieden. Er war wieder in seinem Element: dem Ränkeschmieden. Sein Vorschlag zur Ethik-Kommission war ein Schnellschuss gewesen, ein Befreiungsschlag als Gegengewicht zu der vom neuen Papst angeordneten Untersuchung der Geschäfte der Vatikanbank. Inzwischen aber trieben seine Gedanken immer mehr Blüten, als er die Möglichkeiten erfasste, die ihm *seiner* Kommission bot.

Er würde bei der Kandidatenliste genauso vorgehen, wie amerikanische Anwälte bei der Geschworenenwahl in einem Gerichtssaal. Er würde Enzos Kandidaten noch ein paar Namen hinzufügen, alle eher untragbar, damit der Papst sie ablehnen konnte. Und dann würde er dafür Sorge tragen, dass allein seine Kandidaten zum Zuge kamen. Die Kommission würde nach seiner Pfeife tanzen, sie würde nur die Informationen erhalten, die er vorab abgesehnet hatte. Die Krönung aber war, wen er als Leiter für die Ethik-Kommission auserkoren hatte. Jemanden, den der Papst auf keinen Fall ablehnen konnte. Durch seine Wahl konnte er zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Er war ein Genie! Er drehte sich zu dem an der Wand angebrachten Kreuz um, sprach ein kurzes Gebet und dankte Gott für seine Geistesgaben.

Sein Coup entschädigte ihn ein wenig dafür, dass er erneut nicht zum Papst gewählt worden war und das, obwohl seine Verbündeten Wort gehalten und ihm alle Stimmen der amerikanischen Kardinäle gesichert hatten.

Trotzdem wusste er, dass es ihm vorherbestimmt war, eines Tages den Fischerring zu tragen. Sogar diese absonderliche Schamanin hatte es ihm damals bestätigt – nicht dass er viel auf ihr Wort geben würde. Doch sein Tag würde kommen, etwas würde geschehen.

Mit Spannung wartete er daher darauf, was die Vorsehung für Lorenzo, den neuen, spanischen Papst bereithielt.

* * * * *

Am übernächsten Morgen verkündete Enzo mit kaum verhohlenen Triumph in der Stimme, dass Saul Kaschinski auf freiem Fuß und bereits mit einem sicheren Mobiltelefon ausgestattet sei. Er übergab dem Kardinal die Nummer.

Sobald der Sekretär sein Büro verlassen hatte, nahm der Kardinal einen Schlüssel von der Kette um seinen Hals und sperrte seine Schreibtischschublade auf. Darin lag sein geheimes, abhörsicheres Handy. Selbst Enzo musste nicht alles wissen. Er wählte die Nummer: „Ich bin es. Nein, danken Sie mir nicht, ich habe einen Auftrag. Es ist Ihre letzte Chance, sich zu bewähren. Finden Sie Massimo Trapano. Er ist das technische Genie hinter der Holländerin. Er ist genauso fanatisch wie dieses gottverdammte Weib und noch irgendwo da draußen. Ich übermittele Ihnen gleich die Daten, die ich bisher über ihn gesammelt habe. Wenn Sie ihn gefunden haben, holen Sie alles aus ihm heraus, was er über meine Dokumente weiß. Sichern Sie seine Unterlagen und PC-Daten. Ich will sie haben. Anschließend liquidieren Sie Trapano und stecken sein Labor in Brand. Es soll nichts von ihm übrigbleiben als graue Asche. Verstanden?“ Er sandte die vorbereiteten Daten ab, dachte kurz nach und tätigte noch einen Anruf. Zeit, sich wieder um Lukas von Stetten zu kümmern. Er gab seine Instruktionen durch, legte auf und lehnte sich zurück. Gleich hatte er noch einen Termin, aber danach würde er sich ein gutes Essen in seiner Lieblingstrattoria auf der Piazza del Popolo gönnen. Er hatte einen Bärenhunger. Intrigen machten ihn immer hungrig.

Kapitel 2

Nürnberg/Deutschland – zwei Monate später

„Unfassbar, dieser Sumpf.“ Lukas raschelte mit der Nürnberger Zeitung, hinter der er sich seit einer Viertelstunde verschanzt hatte.

Magali seufzte vernehmlich, entwand Matti das offene Glas Nusscreme und schraubte es zu. Auf dem Brot ihres Sohnes türmte sich bereits ein bedenklicher Berg davon, von seinen Fingern und Gesicht ganz zu schweigen. Doch ihr Seufzer galt nicht Matti, sondern ihrem Mann. Sie wusste, worüber er sich aufregte. Genau genommen kannte er seit Tagen kein anderes Thema; sie hoffte, dass wenigstens heute der Kelch an ihr vorübergehen und ihr ein neuerlicher Vortrag erspart bliebe. Vergeblich.

„Ich begreife nicht, wie das derart eskalieren konnte“, klang es erobert hinter der Doppelseite hervor. „Das Laimburger Bistum ist doch kein Hasenzuchtverein! Wenn der dortige Bischof Millionen verpulvert, um sich ein Luxusdomizil samt Privatkapelle hinzustellen, das noch dazu jeder Spaziergänger in jeder Bauphase begutachten kann, muss das doch irgendjemandem früher aufgefallen sein! Das ist gelebter Feudalismus. Bischof Titus von Elsterich schadet der Kirche ungemein. Was sage ich, das gesamte Ansehen der Kirche steht durch ihn auf dem Spiel“, ereiferte sich Lukas weiter. „Der neue Papst sollte hart durchgreifen und den Mann so schnell wie möglich von seinen Ämtern entbinden. Alles andere wäre nicht glaubhaft. Die Affäre füllt seit Wochen die Zeitungen. Weißt du, was ich glaube? Da steckt mehr dahinter. Der Bischof war das nicht allein. Er wurde gedeckt, wahrscheinlich sogar vom dortigen Kirchenrat.“

Magali ergab sich in ihr Schicksal. „Vermutlich hast du damit deine Erklärung. Die müssen sich erst einmal durch den ganzen Sumpf wühlen.“ Dann fiel ihr noch etwas ein. „Hieß es nicht in den Nachrichten, dass dieser Bischof unlängst nach Rom gereist wäre, um mit dem Papst zu sprechen?“

„Das ist es ja, was ich meine! Bischof von Elsterich sitzt dort seit Tagen fest und wartet auf eine Audienz beim Heiligen Vater. Bei allem Respekt für dessen Amtsgeschäfte, aber das dauert zu lange und schafft der Presse Raum für weitere Spekulationen.“ Endlich ließ Lukas die Zeitung sinken und nahm einen Schluck aus seiner Tasse. Er verzog das Gesicht. Der Kaffee war längst kalt geworden.

Magali unterdrückte den Impuls, ihm frischen nachzuschicken, obwohl die Thermoskanne direkt neben ihr stand. Schließlich vernachlässigte er das gemeinsame Frühstück seit einer geraumen Weile. Sie verstand zwar, dass es ihm wichtig war, und er sich zu Recht darüber aufregte, wie einfach es diesem Bischof möglich gewesen war, Kirchengelder zu verschwenden. Aber sie fand auch, dass es irgendwann einmal genug sein musste. Schließlich war Lukas kein Jesuit mehr, die katholische Kirche nicht mehr sein Arbeitgeber, und *ihrer* Meinung nach sollte er langsam mehr Abstand zu dem Ganzen bekommen.

„Findest du nicht, dass du dich zu sehr in die Sache hineinsteigerst?“, sagte sie nun doch, während sie Matti erneut das Glas Nusscreme wegnahm und es außerhalb seiner Reichweite schob. Der Junge zog eine Schnute und murmelte: „Menno.“

„Wieso denn? Das ist ein unfassbarer Skandal und ...“

„Ich wünschte“, fiel ihm Magali ins Wort, „die Öffentlichkeit hätte sich genauso laut, breit und lange echauffiert, als die Missbrauchsfälle durch den Klerus bekannt wurden. Mir kommt es so vor, als würde sich jeder nur noch für diesen verschwenderischen Bischof interessieren –

als wäre Geld wichtiger als die armen Kinder.“ Magali sagte dies schärfer als beabsichtigt. Sie war zwar erst im vierten Monat, doch die Hitze der letzten Tage hatte ihr zugesetzt. Ihre Beine waren geschwollen und sie fühlte sich erschöpft. Lukas sah sie überrascht an. „Was ist los, Magali? Geht es dir nicht gut? Ist etwas mit dir oder dem Baby?“, reagierte er besorgt auf ihren ungewohnt gereizten Ton.

„Alles gut, ich würde nur gerne wieder einmal mit meinem Mann frühstücken und nicht mit einer Zeitung. Ich vermisse unsere Morgengespräche.“ Magali lächelte schief. Sie konnte sich selbst nicht leiden, wenn sie angespannt war.

„Du hast recht, entschuldige. Ich bin kein guter Ehemann.“ Lukas zog eine zerknirschte Grimasse. „Ich werde mich künftig im Stillen aufregen und die Zeitung nach dem Frühstück lesen. Bekomme ich jetzt frischen Kaffee?“

Magali lächelte. Ertappt. Sie griff nach der Kanne und schenkte ihm nach.

„Worüber möchtest du reden?“, fragte Lukas, nachdem er einen Schluck genommen und sich bequem im Korbstuhl zurückgelehnt hatte. Es war ein herrlicher Mittwochmorgen und sie genossen ihr Frühstück auf der Terrasse. Obwohl es erst kurz nach sieben Uhr war, besaß die Sonne schon viel Kraft.

„Zum Beispiel, wie es mit dem Angebot deines Vaters aussieht? Hast du dich entschieden?“

„Ah, ich verstehe.“ Lukas rollte mit den Augen. „Hat Mutter dich wieder angerufen und torpediert?“ Er war am Abend erst spät von einer Lehrerkonferenz heimgekehrt und Magali hatte bereits geschlafen.

„Ja, gestern Nachmittag. Sie lässt nicht locker und will unbedingt, dass du den Vorsitz der Stiftung übernimmst. Die üblichen Argumente, dein Vater wäre 72 und sollte endlich anfangen, sich zu schonen. Darüber hinaus versteift sie sich in letzter Zeit immer mehr darauf, dass du als Lehrer nicht deine vollen Möglichkeiten ausschöpfst.“

„Also die alte Leier.“

„Genau.“

„Ehrlich“, Lukas schüttelte den Kopf, „ich frage mich noch immer, wie sie es überhaupt geschafft hat, Vater so weit zu bringen, tatsächlich abtreten zu wollen und mir auch noch seine Position anzubieten.“

„Ich würde sagen, mit steter Hartnäckigkeit? Dieselbe Methode, die sie immer anwendet? Irgendwann wird man so zermürbt davon, dass das Nachgeben das kleinere Übel ist.“

Lukas schmunzelte. „Ist wirklich alles mit dir in Ordnung? Plagen dich etwa Schwangerschaftshormone? So spitzzünftig kenne ich dich gar nicht.“

„Nur eine Feststellung. Außerdem kennst du ihre Art besser als ich. Sie ist deine Mutter. Und sie ist wirklich unanständig hartnäckig, wenn sie etwas erreichen will. Leider hat sie mich als Verbündete gegen dich auserkoren. Immer wenn das Telefon in letzter Zeit klingelt, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit sie am anderen Ende. Du weißt, ich mag sie und wir verstehen uns prima, aber inzwischen graut mir davor, an den Apparat zu gehen.“ Als hätte sie es damit heraufbeschworen, klingelte das Telefon. Lukas und Magali sahen sich in stillem Einverständnis an. Keiner der beiden bewegte sich. Niemand rief sie um diese Uhrzeit an, außer Evelyn von Stetten ...

„Ich gehe schon!“, rief Matti eifrig, sprang auf und rannte davon, gefolgt von den drei Hunden des Haushalts, die ihn selten aus den Augen ließen.

„Von Stetten“, rief er atemlos in den Hörer. So meldete sich sein Vater immer.

Die Person am anderen Ende stutzte kurz, ob der jungen Stimme. „Äh, mit wem spreche ich, bitte?“

„Na, mit mir! Wissen Sie denn nicht, wen Sie angerufen haben?“, wunderte sich Matti.

„Doch, ich ...“

„Und wer sind Sieeee?“, fragte Matti gedehnt.

„Mein Name ist Pater Anton Gänserrich und ich rufe aus Rom an ...“

„Ah, Sie sind das. Stimmt, Gänserich. Das haben wir erst in der Schule durchgenommen.“

„Ah so?“ Der Mann wunderte sich etwas, aber bevor er sein Anliegen anbringen konnte, meinte Matti eifrig: „Sie wollen sicher meinen Papa sprechen. Papaaaa...“, brüllte er los, sodass der Mann am anderen Ende des Hörers zusammenzuckte.

„Es ist für dich.“

„Wer ist denn dran?“, rief Lukas fast genauso laut von der Terrasse zurück.

„Eine männliche Gans!“

Zehn Minuten später legte Lukas den Hörer auf. Er fand Magali in der Küche beim Ausräumen der Geschirrspülmaschine. Er wirkte fassungslos. Magali sah es sofort. „Ist etwas passiert? Wer war das?“

„Das war der Präfekt des Päpstlichen Hauses und gleichzeitig auch Privatsekretär des Papstes, Kurienbischof Gänserich.“

„Und was wollte er von dir?“

„Er hat mir angeboten, den Vorsitz einer unabhängigen Ethik-Kommission zu übernehmen, die Vergehen des Klerus untersuchen soll. Ziel ist es, das Ansehen und die Glaubhaftigkeit der Staatskirche in der Öffentlichkeit wiederherzustellen.“

Magali fühlte eine leichte Schwäche. Für sie stand sofort fest, was dies bedeutete: Die Kirche streckte erneut ihre gierigen Finger nach Lukas aus! Nach außen hin wirkte sie ruhig, aber innerlich zitterte sie. Vorsichtshalber stellte sie den Stapel Teller auf der Anrichte ab. Sie sah ihren Mann prüfend an, erkannte, wie es in ihm arbeitete, dachte an seine Bemerkungen zur Affäre von Elsterich und verkündete: „Du solltest es deinen Eltern sagen.“

„Was meinst du?“

„Dass du dieses Angebot nicht ablehnen wirst, Lukas. Ich sehe es dir an. Einmal Jesuit, immer Jesuit. Deine Kirche ruft dich, sie braucht dich. Damit ist der Vorschlag deines Vaters vom Tisch. Das meine ich.“ Magali wandte sich von ihm ab. Tränen schossen ihr in die Augen. Was war nur heute mit ihr los? So kannte sie sich selbst nicht. Doch wenn sie ehrlich war, hatte sie bereits länger eine dunkle Ahnung, dass sich neuerliches Unheil über ihr zusammenbraute – genau genommen seit dem Tag vor zwei Wochen, als der Bote ihr das Kuvert des Schweizer Notars mit dem Schließfachschlüssel ihrer Mutter überbracht hatte. Sie hatte in einem ersten Impuls sofort Lukas angerufen, bei seinem späteren Eintreffen jedoch behauptet, den kleinen Schlüssel im Affekt die Toilette hinabgespült zu haben.

Sie hatte es auch wirklich vorgehabt, aber im letzten Moment war sie vor dieser endgültigen und vielleicht vorschnellen Entscheidung zurückgeschreckt. Stattdessen hatte sie den Schlüssel im Gartenhaus versteckt. Es war diese Lüge, die sie beschäftigte und zermürbte. Sie stand zwischen ihr und Lukas, und ganz offensichtlich ließ sie ihr schlechtes Gewissen nun an ihm aus. Sie war ungerecht.

Lukas war mit zwei Schritten bei ihr, drehte sie zu sich herum, sah ihre Tränen und zog sie fest in seine Arme. „Mein armer Liebling, was stellst du dir denn vor? Dass ich wieder in den Orden eintrete? Sicher nicht. Ich war Jesuit, ja, aber jetzt bin ich Vater und Ehemann. Wenn du mich so gut kennst, wie du sagst, dann müsstest du wissen, dass meine Familie das Wichtigste für mich ist. Niemals würde ich eine solch weitreichende Entscheidung ohne dein Einverständnis treffen.“ Lukas streichelte ihren Rücken. „Es ist das Baby und die Hitze, oder? Lucie hat mich gewarnt, dass dich Hormone plagen. Gar nichts ist entschieden, hörst du? Außerdem weiß ich selbst viel zu wenig über die Angelegenheit. Bischof Gänserich schickt mir die Projektunterlagen noch heute per Boten. Lass uns am Abend darüber sprechen. In Ordnung?“ Magali nickte. Lukas warf einen Blick auf seine Armbanduhr. „Es wird spät. Ich muss zum Unterricht.“ Er küsste sie und ging.

* * * * *

Hormone! Magalis irrationale Wut drängte erneut an die Oberfläche. Es waren weder die Hormone noch die Hitze, die ihr einen Streich spielten, doch sie ließ Lukas lieber in diesem Glauben.

Sie fuhr sich sachte über die leichte Wölbung ihres Bauches. Unwillkürlich drängte sich in ihr Gedächtnis wie sie nach Lukas' Heiratsantrag tagelang mit sich gehadert hatte. Obgleich sie ihn liebte, hatte sie gezögert. Ohne Frage war Lukas dabei schonungslos ehrlich zu ihr gewesen, er hatte keinen Hehl daraus gemacht, dass es ihm in erster Linie darum ging, dass sein Sohn Matti in geordneten Verhältnissen aufwuchs – und das bedeutete für ihn und sein konservatives Weltbild mit *beiden* Eltern.

Seine Vatergefühle in Ehren, aber welche Frau wollte nicht wiedergeliebt werden? In den letzten beiden Jahren hatte sich Magali so manches Mal gefragt, ob sie sich nicht selbst belogen, sich nicht alles schöneredet hatte. Wie viel unerwiderte Liebe ertrug ein Mensch? War es ein Fehler gewesen, *ja* zu sagen, in dem Wissen, dass ihre Gefühle für Lukas eben nicht so abgeklärt waren wie die seinen? Letztendlich hatte Matti den Ausschlag gegeben. Wie jeder Junge hatte er sich nach einem Vater gesehnt und Lukas vom ersten Tag an vergöttert. Es war für sie wunderbar gewesen, ihren kleinen Sohn so glücklich zu sehen. Hatte sie das Recht, ihm ein Leben mit seinem Vater vorzuenthalten, nur um sich selbst zu schützen?

Seitdem hatte sie sich an den Gedanken geklammert, dass sie Lukas noch immer verlassen konnte, bevor sie an ihrer unerwiderten Liebe zerbrach – sobald Matti groß genug wäre, um auf eigenen Füßen zu stehen. Doch stattdessen hatte das launische Schicksal eine Unpässlichkeit ausgenutzt und sie ungewollt zum zweiten Mal schwanger werden lassen! Und Lukas ließ keine Gelegenheit aus, um ihr zu zeigen, wie sehr er sich auf das zweite Kind freute.

Sie hörte Matti auf seine unnachahmliche Art die Treppe herabrumpeln, gleich darauf stürmte er in die Küche. Sein Ungestüm riss sie aus ihren trüben Grübeleien. Sie sammelte sich, wischte sich kurz über die Augen und drehte sich mit einem Lächeln zu ihm um: „Na, du Krawaller? Hast du deinen Rucksack gepackt? Alle Bücher für heute dabei?“

„Klaro, Mami.“

„Gut“, sie reichte ihm eine blaue Plastikdose, „hier ist dein Pausenbrot, steck es ein. Aber diesmal isst du auch deinen Apfel auf und bringst ihn nicht wieder mit nach Hause, hörst du?“

„Klaro, Mami.“ Matti grinste quer über das Gesicht.

„Ich kenne dich, junger Mann. Ich sagte aufessen, nicht irgendwo wegwerfen. Woanders ...“

„Ja ja, Mami“, unterbrach Matti sie altklug, „woanders verhungern die Kinder. Ich weiß. Tschüüüüü.“ Er stob davon, gefolgt von der bellenden Dreierbande. Gleich darauf fiel die Haustür ins Schloss. Die Hunde trotteten in die Küche zurück und bauten sich wie Orgelpfeifen vor Magali auf. Eine stumme dreifache Aufforderung.

Magali sah sie an, die beiden Shih-Tzus und den jungen Golden Retriever, den ihre Mutter ihrem Enkelsohn in Barcelona geschenkt und den Matti Pepe getauft hatte. Pepe war schon wieder gewachsen. Magali seufzte. Auch Matti wurde viel zu schnell groß.

„Na, ihr Rabauken? Wir gehen gleich spazieren.“ Drei Ruten wedelten. „Aber ich muss vorher noch telefonieren.“

Wie an jedem Morgen und Abend wählte sie die eingespeicherte Nummer des Untersuchungsgefängnisses in Barcelona. So oft es die spanischen Behörden erlaubten, sprach sie mit Consulea. Heute hatte sie kein Glück. Sie hatte für ihre Ziehmutter die teuerste Anwaltskanzlei Spaniens engagiert und sie inzwischen zweimal im Gefängnis besuchen dürfen. Im September begann der Prozess. Sie würde alles dafür tun, um Consuela so schnell wie möglich aus dem Gefängnis zu holen.

Kurz darauf verließ sie mit den drei Hunden das Haus. Es fiel ihr nicht auf, dass sie dabei beobachtet wurde.

Kapitel 3

Am Abend wälzte sich Magali schlaflos im Bett. Es war nicht nur das schlechte Gewissen wegen ihrer Schlüssel-Lüge, das sie wachhielt. Ihr war klargeworden, dass sie sich in den letzten Wochen, seit ihrer Rückkehr aus dem kleinen Landhaushotel in Tirol, in einer Art trügerischen Hoffnung gewiegt hatte – schließlich hätte es seither nicht besser zwischen ihr und Lukas laufen können.

Anfangs hatte es sie zutiefst beunruhigt, als sie von der Rückkehr seiner Jugendliebe Rabea erfahren hatte. Inzwischen war sie jedoch der Überzeugung, dass es das Beste war, was ihnen hatte passieren können.

Zwei lange Jahre hatte sich Lukas abgekapselt und einer nicht erfüllten Liebe nachgetrauert. Durch den vermeintlichen Tod der Journalistin hatte er nie die Chance erhalten, mit der Vergangenheit abschließen zu können. Lukas' Jugendliebe hatte auf diese Weise mehr zwischen ihnen gestanden, als wenn Rabea noch am Leben gewesen wäre.

Nachdem die Journalistin quicklebendig wieder aufgetaucht war, hatte Lukas schließlich doch noch die Möglichkeit erhalten, mit ihr ins Reine zu kommen. Und er hatte sich für sie, Magali, entschieden!

Zum ersten Mal überhaupt hatte Magali ihr Leben als perfekt empfunden: Sie hatte ein gemütliches Heim, einen Mann, den sie liebte, einen wunderbaren Sohn, und nun erwartete sie ihr zweites Kind. Sie würden ihre Kinder großziehen, ihnen ihre Werte vermitteln und sie auf ihr Erwachsenenleben vorbereiten. Erfüllung fanden sie in ihren Berufen als Lehrer und Kindergärtnerin. Das stille Glück, es war zum Greifen nahe gewesen.

Doch seit Heinrich von Stetten seinem Sohn angeboten hatte, die Von-Stetten-Stiftung alleinverantwortlich zu übernehmen, hatte eine schleichende Unruhe Besitz von ihr ergriffen. Mit jedem Tag, der verging, war ihr bewusster geworden, wie sehr sie darauf gehofft hatte, Lukas würde ablehnen. Er hatte es nicht getan, und darum hatte sie ihm unbewusst gegrölt. Sie kam nicht dagegen an. Magali war nicht stolz auf ihren Egoismus – aber die Wahrheit war, dass sie nicht wollte, dass sich ihr Leben erneut änderte – was unweigerlich der Fall wäre, wenn Lukas das Angebot annähme. Ihr Schwiegervater war ein Vollblut-Unternehmer, ein Mann, der sich nie gescheut hatte, mitunter harte Entscheidungen zum Wohle seiner Firma zu treffen. Ihr Lukas war anders. Sollte er sich der Herausforderung stellen, würde dies ihr Leben verändern. Was sein Vater allein entschied, würden Lukas und sie gemeinsam beratschlagen. Wie sie es bereits in den Fragen taten, die ihr eigenes Unternehmen betrafen, das Erbe ihrer Mutter. Lukas unterstützte sie sehr und er konnte das Gleiche von ihr erwarten. Doch sie fürchtete, all dem nicht gewachsen zu sein. Sie war keine Unternehmerin, so wie ihre Mutter es war. Und Lukas war nicht der Unternehmer, den sein Vater in ihm sehen wollte.

Das Erbe ihrer Mutter hatte sich längst wie eine dunkle Wolke über ihr Leben geschoben. Ginge es nach ihr, hätte sie sofort alles verschenkt. Abgesehen davon, dass dies eine utopische Vorstellung war, durfte sie bei ihrer Entscheidung nicht allein an sich denken, sondern musste auch die vielen Menschen, die für Van-Kampen-Enterprises arbeiteten, berücksichtigen. Weltweit waren es an die zwanzigtausend. Dieser Verantwortung konnte und wollte sie sich nicht entziehen. Sie würde auf einer weitgehenden Zusicherung bestehen, dass niemand seine Arbeit bei einem Verkauf verlor, weil Unternehmensteile zerschlagen oder weiterveräußert würden. Magali seufzte. Natürlich wusste sie, dass diese Vorstellung genauso unrealistisch

war, wie alles zu verschenken. Mittlerweile wurde sie zunehmend vom Aufsichtsrat und den diversen Geschäftsführern bedrängt. Jeder schien etwas von ihr zu wollen, ihr E-Mail-Account quoll über und ihr Handy hatte sie deshalb die meiste Zeit abgeschaltet. Für ihre privaten Telefonate hatte sie sich deshalb ein zweites Handy angeschafft. Mehrere Interessenten hatten bereits Konzepte zur Anteilsübernahme vorgelegt. Doch noch waren ihr die Hände gebunden. Van-Kampen-Enterprises waren eine Aktiengesellschaft, ihre Mutter Mehrheitsanteilseignerin. Mit ihrem Tod und dem damit verbundenen Erbe musste der Wert des Unternehmens in aktuelle Zahlen aufgeschlüsselt werden, von der Berechnung des Börsenwerts bis hin zur Ermittlung des Verkehrswertes zur Festsetzung der Erbschaftssteuer. Es war alles furchtbar kompliziert. Ihr Schwiegervater hatte ihr sofort angeboten, sie zu unterstützen und ihr seinen langjährigen Justiziar und Freund, Karl Benrath, zur Seite gestellt.

In den letzten Wochen hatte sie zahllose Treffen mit Wirtschaftsprüfern oder Benrath selbst gehabt, die ihr eine Vielzahl an Dokumenten mit imposanten Überschriften vorlegten. Sie musste Schriftstücke unterschreiben, von deren Inhalt sie wenig verstand. *Aber sie wollte all das nicht!* Weder die Verantwortung, die auf ihr lastete wie ein Fels, noch die Erinnerungen, die durch das Erbe ihrer Mutter zum Leben erweckt worden waren. Alles, wonach sie sich sehnte, war, endlich mit der Vergangenheit abzuschließen und ihren ruhigen Lebensrhythmus wieder aufzunehmen. Sie hatte sich bisher an die Hoffnung geklammert, dass all ihre momentanen Sorgen, all die Verantwortung, die sie nicht wollte, nur eine vorübergehende Phase in ihrem Leben darstellten.

Sollte sich Lukas am Ende jedoch für das Angebot seines Vaters entscheiden, würden sich ihre Lebensumstände so oder so ändern. Der Gedanke daran, bei gesellschaftlichen Ereignissen repräsentieren zu müssen, behagte Magali überhaupt nicht. Bisher hatte sie die Öffentlichkeit weitgehend meiden können, die ihre Heirat in die Von-Stetten-Familie mit sich gebracht hatte – dank Lukas' Unterstützung. Und jetzt gab es ein zweites Angebot. So wie die Dinge lagen, hatte sie die Ambitionen ihres Mannes falsch eingeschätzt; er war nicht in jenem Zufriedenheitskokon eingesponnen, den sie meinte, geschaffen zu haben. Offenbar konnte er sich durchaus eine andere Perspektive vorstellen, als bis zu seiner Pensionierung als Lehrer am Melanchthon-Gymnasium zu arbeiten.

Sie hätte es wissen müssen, es entsprach dem Charakter ihres Mannes. Lukas besaß Ehrgeiz. Schließlich hatte er sich einmal zum Jesuiten berufen gefühlt und war den beschwerlichen Weg bis zur Priesterweihe gegangen. Sie hätte die Zeichen längst erkennen können, denn ihr Mann hatte kürzlich seine Arbeit an der in Rom abgebrochenen Promotion wieder aufgenommen.

Nun war ein altes Gespenst zurück: die katholische Kirche. Es hatte bereits ihre Kindheit überschattet, weil ihre Mutter Carlotta ihren manischen Hass auf die Kirche und ihre irdischen Vertreter über alles andere gestellt und ihrer einzigen Tochter diesen Hass mit der Muttermilch eingeflößt hatte.

Magali hatte sich dem verderblichen Einfluss ihrer Mutter erst spät entziehen können; dennoch war sie bisher davon überzeugt gewesen, sich von dieser Indoktrinierung befreit zu haben. Bis der gestrige Tag sie eines Besseren belehrt hatte.

Schon als Lukas sie in der Küche über den Inhalt des Telefonats mit dem Papstsekretär informierte hatte, hatte sie begriffen, wie unverbrüchlich ihre Mutter sie mit ihrem Hass auf die Kirche infiziert hatte, wie tief er in ihr verwurzelt war. Er glich einem konditionierten Reflex. Sie hatte dieses Gefühl unter Kontrolle gehabt, solange die Kirche keine Gefahr für sie darstellte. Doch jetzt streckte sie erneut ihre gierigen Finger nach Lukas aus. Weit mehr als das Angebot seines Vaters lockte ihren Mann jenes des Papstes. Lukas drängte es danach, nach Rom zu gehen, für die Kirche da zu sein und zu ihrer Rehabilitation beizutragen.

Die Erkenntnis traf Magali bis ins Mark. So wie sie sich nie gänzlich von den Einflüssen ihrer Kindheit freigemacht hatte, erging es auch Lukas, der, wie er ihr erzählt hatte, als Kind viel Zeit mit seinem Onkel, dem ermordeten Bischof von Bamberg, verbracht hatte. Ihre

Kindheit hatte sie beide tief geprägt. Magali fragte sich nicht zum ersten Mal, ob sie ein Leben lang für ihre Mutter würde bezahlen müssen.

Sie starrte an die Decke und dachte an den zurückliegenden Nachmittag. Sie hatte den Umschlag mit dem vatikanischen Siegel entgegengenommen. Der Bote hatte ihn ihr erst ausgehändigt, nachdem er telefonisch Rücksprache mit seinem Vorgesetzten gehalten und sie ihm ihren Personalausweis gezeigt hatte. Die katholische Kirche und ihre verdammte Geheimniskrämerei! Es hatte sie sofort wieder wütend gemacht.

Bis zu Lukas' Heimkehr war sie um das Kuvert herumgeschlichen, das Symbol für die Rückkehr des Feindes in ihr Leben. Es war ihr natürlich klar, dass sie überreagierte. Aber sie kam nicht dagegen an, war seither zwischen Anspannung und Gereiztheit gefangen. Kein zuträglicher Gemütszustand für eine Schwangere und leider förderlich für Kurzschlusshandlungen – wie sie noch feststellen würde.

Lukas hatte zwei Stunden über dem Inhalt der Projektmappe gebrütet. Für Magali waren es die zwei längsten Stunden ihres Lebens gewesen. Nachdem sie Matti mit den üblichen abendlichen Querelen „Ich bin aber noch gar nicht müde, Mami!“, zu Bett gebracht hatte, hatte sie sich zu Lukas gesellt und sich dem unerwarteten Vorstoß aus Rom gestellt. Am Ende war ihre Diskussion in ein hitziges Wortgefecht ausgeartet. Magali musste zugeben, dass sie Lukas zugesetzt hatte. Warum hatte er aber auch erneut ihre Schwangerschaftshormone ins Spiel bringen müssen? *Warum müssen Männer Frauen immer auf ihre Emotionen reduzieren?*, hatte sie ihn angefahren.

Am Ende hatte sie sich selbst überrascht und einen Entschluss gefasst, indem sie ihrem Mann quasi einen Freibrief ausstellte: „Ich werde dir nicht im Weg stehen, Lukas. Im Gegenteil, ich möchte, dass du das Angebot des Papstes annimmst. Es ist eine reizvolle Aufgabe, und ich kann gut verstehen, dass es dich dazu drängt. Was ich aber keinesfalls möchte, ist, dass du wegen mir darauf verzichtest und das irgendwann zwischen uns steht.“

„Aber du bist schwanger, und ...“, hatte Lukas' Einwand gelautet.

„Wenn du jetzt noch einmal die Worte schwanger oder Hormone in den Mund nimmst, ich schwöre dir, Lukas, bekomme ich einen Schreikrampf.“

Lukas lächelte schief. „Noch einen? Das werde ich sicher nicht riskieren. Ich wollte eigentlich sagen, dass ich dich während deiner Schwangerschaft nicht allein lassen will. Ich habe bereits die von Matti versäumt.“

„Da hast du nicht viel verpasst und wirst du auch jetzt nicht. Ich werde jeden Tag dicker, unansehnlicher und damit unausstehlicher. Außerdem wäre es nur für ein halbes Jahr. Mit dem Flugzeug ist man in drei Stunden in Rom. An den Wochenenden kommst du entweder nach Hause, oder Matti und ich besuchen dich. Und zur Geburt wirst du ja wohl freibekommen. Ich rufe dich bei der ersten Wehe an, versprochen. Also, worauf wartest du? Auf nach Rom!“

„Du bist einfach unglaublich, Magali. Weißt du das?“

Endgültig entschieden hatte sich Lukas noch nicht. Zumindest behauptete er das, als er sie in seine Arme zog.

Dafür stand ihr eigener Entschluss fest. Sie würde in die Schweiz reisen. Magali war endlich klar geworden, warum sie den Schlüssel zum Schließfach ihrer Mutter behalten hatte.

Kapitel 4

Berlin/Deutschland

Der Taxifahrer hatte es sich nicht nehmen lassen, Rabea Rollkoffer und Reisetasche bis vor ihre Wohnungstür zu tragen. Sie bedankte sich mit einem Extra-Trinkgeld und schloss die Tür auf.

Ihre neue Wohnung im Berliner Bezirk Pankow lag nur einen Straßenzug von ihrer alten Wohnung entfernt, die nach ihrem vermeintlichen Tod aufgelöst worden war. Jules hatte dafür Sorge getragen, dass ihre Möbel und Habseligkeiten unter falschem Namen eingelagert worden waren. Ihr neuer und alter Arbeitgeber, die Berliner Rundfunkanstalt, die sich neuerdings BBCo. – Berlin Broadcast Company – nannte, hatte ihr die Wohnung besorgt. Bereits vor ihrer Reise nach Washington hatte sie den Spediteur beauftragt, ihre Sachen an die neue Adresse zu liefern.

Da sie das Auspacken auf ihre Rückkehr verschoben hatte, sah es in ihrer Wohnung entsprechend aus. Überall standen wahllos Umzugskisten verteilt, und auf dem hellen Laminat wimmelte es von schmutzigen Schuhabdrücken. Rabea seufzte. Aufräumen und Putzen. Ihre absoluten Lieblingsbeschäftigungen ... Zunächst aber brauchte sie einen *richtigen* Kaffee. Das dünne Gebräu, das man in der Touristenklasse einer amerikanischen Airline vorgesetzt bekam, verdiente diese Bezeichnung kaum.

Danach würde sie die Redaktionssekretärin anrufen. Gerda Pratschke sammelte nicht nur mit Leidenschaft Entenfiguren aller Art, sondern war, wie sich unlängst herausgestellt hatte, auch eine große Katzenliebhaberin. Frau Pratschke hatte sich sofort bereit erklärt, Rabeas kosmopolitisches Kätzchen, das bereits Tanger, London und nun auch Berlin bereist hatte, während Rabeas Abwesenheit zu versorgen. Seit London besaß es auch einen Namen. *Hobbit*. Ryan hatte es so getauft. Weil es genauso klein war und eine beinahe so lange und gefährliche Reise hinter sich gebracht hatte wie Frodo und seine Gefährten. Die Erinnerung an den großen, durchtrainierten DIA-Agenten Ryan McKenzie, wie er bäuchlings auf dem Teppich lag und mit der winzigen Hobbit spielte, zauberte ein Lächeln auf Rabeas Gesicht. Unvermittelt fror ihr Lächeln ein. *Sie war nicht allein!* Aus dem Augenwinkel hatte sie eine Bewegung wahrgenommen. Jemand war in ihrem Schlafzimmer!

Blitzschnell kalkulierte Rabea ihre Möglichkeiten. Zurück zur Haustür konnte sie nicht, dazu müsste sie am Schlafzimmer vorbei, dessen Zugang sich links hinter ihr befand. Blieb als Fluchtpunkt das Wohnzimmer mit der integrierten Küchennische. *Küche! Messer!* Sie brauchte ein Messer! Dann fiel ihr ein, dass sie den Messerblock noch gar nicht ausgepackt hatte, und sie verfluchte ihre Nachlässigkeit. Aber sie könnte dennoch versuchen, die Wohnzimmertür zu verschließen, auf den Balkon zu flüchten und von dort aus Hilfe zu rufen. Ihr Handy steckte in der Jackentasche. Sie ließ sich nichts anmerken, machte einen Schritt auf das Wohnzimmer zu, hatte bereits die Schwelle erreicht, als eine männliche Stimme hinter ihr sagte: „Willkommen zurück. Ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Rückreise, Frau Kennedy.“

Rabea fuhr herum. In der Schlafzimmertür stand ein gedrungener Mann mit olivfarbener Haut und kahlem Kopf. Er trug einen eleganten Anzug mit Nadelstreifen, Seidenhemd und Hermès-Krawatte, an der Rabea sofort die goldene Nadel in Form eines Kamels bemerkte. Als Nächstes fiel Rabeas Blick auf seine Hände, die in schwarzen Lederhandschuhen steckten. Sie versteifte sich. Dieser Eindringling wollte keine Spuren hinterlassen. Gleichzeitig fragte sie sich, warum er dann so auffällig gekleidet war? Aus purer Eitelkeit?

Der Mann ließ ihr Zeit, um ihn zu sondieren. Dabei lächelte er höflich und wirkte so entspannt, als wären sie heute verabredet gewesen. Ein Profi, kaltblütig bis in die Fingerspitzen. Rabea ahnte, mit wem sie es zu tun haben dürfte. „Ich nehme an, Ihr Name lautet Yussuf?“

„Ah, ich sehe, unser gemeinsamer Freund Lafitte hat Ihnen bereits von mir erzählt. Ich hoffe, mit Rücksicht auf Ihre Gesundheit, dass es nicht zu viel war. Wollen wir uns setzen?“ Er vollführte eine Geste in Richtung Wohnzimmer, als wäre er der Hausherr.

„Nein, ich stehe gern.“ Rabea sah keinen Grund, höflich zu sein. „Warum sind Sie hier? Was wollen Sie?“

Der Mann schüttelte in gespielterm Bedauern den Kopf. „Unhöflichkeit ist der Untergang des Abendlandes.“

„Origineller Kalenderspruch, wirklich. Wie höflich ist es denn, in meine Wohnung einzubrechen? Aber da Sie scheinbar so viel Wert darauf legen ... Dann sind Sie jetzt also so höflich und verschwinden. Ich bin müde und würde gerne einen Kaffee trinken. *Und zwar allein!*“

Der Mann lachte sichtlich amüsiert. „Sie sind sehr erfrischend, Frau Kennedy, oder darf ich Sie Rabea nennen?“

„Ich ziehe Rosenthal vor.“

„Stolz auf die jüdische Herkunft?“

„Mein Arbeitsname als Journalistin. Also, was wollen Sie von mir?“

„Ich schätze es, wenn meine Gesprächspartner gleich zur Sache kommen. Ihrer Bitte, Sie zu verlassen, werde ich entsprechen, allerdings erst, wenn Sie sich kooperativ gezeigt haben und meine Frage beantworten. Wo ist Ihr Freund Lafitte?“

Jetzt war es an Rabea, Heiterkeit zu zeigen. „Damit beleidigen Sie seine Intelligenz. Sie glauben doch nicht im Ernst, dass er mir das verraten hat?“

„Vermutlich nicht. Aber Sie haben sicher eine Ahnung, wo er sich aufhalten könnte. Außerdem werden Sie etwas vereinbart haben, eine Art Code, wie Sie in Kontakt treten können. Ein toter Briefkasten, ein bestimmtes Kleidungsstück, das Sie tragen, oder eine Anzeige in einer Zeitung. Es gibt viele Möglichkeiten.“

„Weder noch. Ich habe die letzten beiden Jahre isoliert verbracht. Das müssten Sie doch wissen.“ Rabea lächelte verbindlich.

Yussuf trat einen Schritt auf sie zu. Seine joviale Maske war verschwunden. Rabea widerstand dem Impuls, einen Schritt zurückzuweichen. Nach außen hin unbeeindruckt, hielt sie dem Blick seiner kleinen, fast schwarzen Augen stand, während sich ihr Herzschlag beschleunigt hatte. Sie würde keinesfalls den Fehler begehen, diesen Mann zu unterschätzen.

„Geben Sie mir Ihr Handy.“ Yussuf streckte seine Hand auffordernd aus. Rabea wich nun doch einen Schritt zurück.

„Nein.“

Plötzlich hielt Yussuf eine Waffe mit Schalldämpfer in der Hand. Er musste den Taschenspielertrick lange geübt haben, die Geschwindigkeit, mit der dies geschehen war, grenzte an Zauberei. „Sie sind zu klug, um zu diskutieren. Sie wissen, dass Sie keine Wahl haben, als zu kooperieren. Es sei denn, Sie möchten hier und jetzt sterben. Möchten Sie sterben, Rabea?“ Das letzte Wort klang sanft und lauernd zugleich.

Einen unausgeglichenen Moment lang war die rebellische Rabea in ihr versucht, ja zu sagen. Einfach, um zu sehen, wie Yussuf darauf reagieren würde. Sie glaubte nicht, dass er sie töten würde. Nicht sofort jedenfalls. Noch brauchte er sie. Sie war seine einzige real existierende Verbindung zu Jules. Aus Yussufs Sicht hatte Jules alles für sie riskiert und deshalb untertauchen müssen. Rabea verneinte nun seine Frage, indem sie stumm den Kopf schüttelte.

„Gut, gehen Sie voran ins Wohnzimmer und setzen Sie sich.“

Rabea tat wie geheißen und ging mit gesenktem Kopf voraus. Dabei drehte sie sich gerade so weit, dass Yussuf hinter ihr nicht sehen konnte, wie sie mit der Hand unauffällig in die Tasche ihres Blazers fuhr und nach ihrem Handy tastete. Sie konnte so tun, als hätte die Sicherheitskontrolle am Flughafen ihr Mobiltelefon außer Gefecht gesetzt. Aber was sollte das bringen? Yussuf würde es mitnehmen; ein Mann wie er hatte zweifellos genug Leute an der Hand, die ihr Handy knacken konnten. Und wenn schon ... Über Jules würde er ganz sicher nichts darauf finden. Jules würde auf eine andere Art mit ihr in Kontakt treten – falls er es wollte. Und natürlich hatte Yussuf Recht, es gab den geheimen Code. Dann durchzuckte ein Gedanke ihr Bewusstsein. Aber ja! Durch Yussufs Überfall war es ihr kurzzeitig entfallen. Sie hatte etwas, das sie gegen ihn einsetzen konnte! *Ihr zweites Handy*. Es steckte in ihrer linken Jackentasche. Es konnte funktionieren – solange Yussuf nicht auf die Idee kam, sie zu durchsuchen.

„Ihr Mobiltelefon, Rabea. Sofort.“ Yussuf wedelte herrisch mit der Hand. Er hatte einen Handschuh ausgezogen und ein protziger Siegelring mit einem schwarzen Stein blitzte an seinem Finger auf. Rabea sah, dass er sein eigenes Telefon auf den Tisch gelegt und ein USB-Kabel angeschlossen hatte. *Er wollte die Daten von ihrem Handy herunterladen? Wieso nahm er es nicht einfach mit?* Rabea wunderte sich, aber nur kurz. Dann fiel ihr Blick auf die Waffe, die demonstrativ daneben lag.

Angesichts der Geschwindigkeit, mit der der Mann damit hantiert hatte, unterdrückte Rabea den Impuls, sich darauf zu stürzen. Es wäre Selbstmord zu versuchen, ihn mit der eigenen Waffe zu erschießen – obwohl der Gedanke durchaus seinen Reiz hatte. Aber es würde allenfalls ihr momentanes, nicht jedoch Jules' Problem lösen. Yussuf war kein Einzelkämpfer. Er hatte ziemlich unangenehme Geschäftspartner und vier erwachsene Söhne. Jules hatte ihr das beim Abschied klar zu verstehen gegeben: „Ich würde die Welt liebend gern von diesem Mistkerl erlösen, Rabea, wenn es etwas bringen würde. Aber so einfach liegen die Dinge nicht. Alles, was ich damit erreichen würde, wäre, einen sinnlosen Rachefeldzug heraufzubeschwören, der unnötig Opfer fordern würde. Ich muss diese Angelegenheit anders lösen. Auf meine Weise.“

Jules hatte es nicht ausgesprochen, aber Rabea hatte ihn auch so verstanden. Es ging Jules primär um die Opfer, die er vermeiden wollte. Was auch immer zwischen Jules und Yussuf vorgefallen war und Jules gezwungen hatte, unterzutauchen, ihr Freund hatte nicht mit ihr darüber gesprochen.

Ihr Blick wanderte jetzt von der Pistole zurück zu Yussuf. Widerstrebend zog sie das Smartphone aus der linken Tasche, entspernte es und reichte es ihm. Mit ausdrucksloser Miene hantierte er damit. Nachdem er die Datenübertragung beendet hatte, wischte er ihr Handy mit seinem seidenen Einstecktuch ab. Zuletzt streifte er seinen Handschuh umständlich über und schob ihr das Mobiltelefon über den Tisch zu. *Er gab es ihr zurück? Einfach so?* Rabea vermutete sofort eine Hinterlist.

„Das war doch leicht, oder?“ Yussuf lächelte überlegen. Rabea wäre ihm am liebsten ins Gesicht gesprungen. Wie so oft in brenzligen Situationen war ihre Wut größer als ihre Angst. Wut war ihre Rüstung. Dieser selbstherrliche, eitle Fatzke! An diesen Kerlen krankte die Welt. Sie musste an sich halten, um ihren Hass nicht offen zu zeigen, gleichzeitig spürte sie auch Befriedigung. Wenn Yussuf ihr das Handy zurückgab, konnte es dafür nur einen Grund geben: Er wollte nicht die Daten von ihrem Handy abrufen, sondern seine eigenen Daten aufspielen: Ein kleines Schadprogramm, dazu geschrieben, mit Yussuf Kontakt aufzunehmen, sobald Rabea ihr Handy nutzte. Sollte sie es mit ihrem Laptop und Tablet verbinden, konnte er vermutlich diese Geräte ebenfalls ausspionieren. Bei dieser Aktion ging es Yussuf einzig um den künftigen Zugriff. Nur deshalb hatte er auf sie gewartet und mit ihr geplaudert, anstatt sie lange mit Nachdruck *zu überreden*.

Was Rabea weit mehr ärgerte als ihr verseuchtes Handy war der Umstand, dass Yussuf sie offenbar für dämlich hielt. Es musste an seiner Kultur liegen. In seiner Welt war eine Frau

ohne die Hilfe von Männern aufgeschmissen. Im Traum würde ihm in seiner beschränkten Sichtweise auf die Welt im Allgemeinen und auf die Frauen im Besonderen nicht einfallen, dass seine Rechnung nicht aufgehen würde. Sie hatte ihn ausgetrickst. Durch die Übertragung war sein eigenes Smartphone nun mit Bits and Bites infiziert, und diese waren so infektiös wie Ebola. Das Softwarepaket, welches sich soeben unsichtbar in den Tiefen von Yussufs Handy festsetzte, würde in Kürze die Herrschaft über sein Smartphone übernommen haben. Und niemand würde etwas merken. Weder Yussuf noch die Adressaten seiner Nachrichten. Nur einer würde es bald merken: *Jake*.

Jake war ihr eines Tages während ihres zweijährigen Exils im World Wide Web über den Weg gelaufen, und sie hatten sich miteinander angefreundet. Jake war ein Teil der virtuellen Welt. Nicht nur das, Rabea ging davon aus, dass er vor allem ein Teil der dunklen Seite des Netzes war, jener, die sich jeder Kontrolle entzog und eine virtuelle Gegenwelt bildete – in der es nichts gab, was es nicht gab. Virtuuell oder physisch. Rabea kannte Jakes wahres Gesicht nicht. Dafür aber ein halbes Dutzend seiner Avatare und ebenso viele Websites, über die er Botschaften und Waren aller Art verbreitete. Jake war eine Spinne im riesigen Netz der Underground-Economy. Jakes viele Gesichter faszinierten Rabea, sie hätte ihn gern kennengelernt. Von daher war Jake mit ein Grund gewesen, warum sie nicht gezögert hatte, Ryans Einladung nach Washington zu folgen. Leider hatte es mit ihrem persönlichen Kennenlernen dann doch nicht geklappt. Jake blieb ihr Freund ohne Gesicht. Sie hatte feststellen müssen, dass er noch paranoider war, als es den Anschein gemacht hatte. Zu zwei vereinbarten Treffen war er nicht erschienen, sondern hatte ihr jeweils in letzter Sekunde per Instant Message abgesagt. Am letzten Tag hatte er ihr über einen Boten als Wiedergutmachung ein Geschenk ins Hotel gesandt. Eine Speicherkarte. Rabea hatte sie in ihr Handy eingelegt, und auf dem Display war Saurons Auge erschienen. Der Blick, der jede Mauer durchdrang. Ab diesem Moment würde Jake bei ihr sein, wann immer sie ihr Handy einschaltete.

Sie hatte sich ein Neues gekauft.

Über das Jake-Handy hielten sie seitdem Kontakt. Sie hatte sich schnell daran gewöhnt, mit ihm auf diese unkonventionelle Art zu kommunizieren.

Nun hatte Saurons Auge Yussuf im Blick. *Danke Yussuf, dass du meine Handydaten kopiert hast, einen größeren Gefallen hättest du mir nicht tun können.* Von nun an würde sie dafür sorgen, dass er nur die Daten erhielt, die sie ihm freiwillig lieferte. Da taten sich Möglichkeiten auf! Außer natürlich, er brachte sie um, bevor er ging. Was nicht wahrscheinlich war, schließlich wollte er sie ja noch ausspionieren. Rabea hoffte, dass er jetzt auch wirklich gehen würde. Leider tat er ihr den Gefallen nicht. Stattdessen lehnte sich Yussuf im Sessel zurück und sagte wie beiläufig: „Sie wissen, dass Lafitte nicht gay ist?“

Obwohl Rabea flink im Geist war, brauchte sie eine Sekunde, bis die Bedeutung des englischen Wortes *gay* in ihrem Verstand andockte. Vor allem die Bedeutung der Aussage. Was sollte das jetzt wieder? Was bezweckte Yussuf damit? Ein Test? Klar, der Typ war zur psychologischen Kriegsführung übergegangen und versuchte, einen Keil zwischen ihre Freundschaft mit Jules zu treiben! Sie spürte den lauernden Blick ihres Gegenübers und traf eine Entscheidung. Sie würde das Spiel mitspielen, aber nach ihren Regeln. „Das habe ich nie geglaubt.“

Yussuf beugte sich ihr entgegen. „Das bedeutet, Lafitte ist in Sie verliebt! Unverzeihlich für einen klugen Mann. Er neigt dann zu übereilten Handlungen und macht Fehler. Tödliche Fehler.“ Wieder dieser lauernde Blick.

Rabea reagierte nicht. Sie wartete, was die Yussuf-Show noch zu bieten hatte. Richtig, der nächste Akt folgte prompt.

„Dann wissen Sie ja auch, dass nichts an Ihrer ersten Begegnung vor zehn Jahren in Beirut Zufall gewesen ist, sondern von Ihrem Freund arrangiert worden ist.“ Yussuf machte eine Pause, bevor er den nächsten Satz aussprach: „Lafittes Auftrag lautete allerdings, sich nicht in

Ihr Vertrauen, sondern in das einer anderen Person zu schleichen ...“ Yussuf lächelte mokant und gab Rabea Zeit, um selbst ihre Schlussfolgerung zu ziehen.

„Ach, Sie meinen damit Lucie von Stetten?“ Rabea kämpfte gegen ihren Adrenalinpegel an. Dieser Scheißkerl sollte nicht merken, dass er sie getroffen hatte.

Yussuf neigte den kahlen Schädel. „Von Lafitte stammt auch die Idee, Ihre Freundin entführen zu lassen. Sie verstehen? Damit konnte er sich als ihr Retter betätigen. Der älteste Agenten-Trick der Welt. Geben Sie es zu, Sie sind beide auf ihn und seine Gay-Vorstellung hereingefallen. Er folgt ihnen nach Deutschland und eröffnet zur Tarnung einen Friseurladen. Von dort aus operiert Major Lafitte weiter im Auftrag seiner Regierung. Trifft sich mit Syrern, Iranern und Israelis. Lafitte hat viele Interessen bedient.“

„Für einen Geheimagenten sind Sie gefährlich gesprächig.“ Rabea imitierte Yussuf mokantes Lächeln. „Wenn bekannt war, wo Jules sich aufhält, warum haben ihn bisher alle Parteien am Leben gelassen?“

„Jetzt enttäuschen Sie mich! Es war natürlich seine Nähe zur Von-Stetten-Familie, die ihn geschützt hat. Er hat es sogar zu einer Art Pate des Von-Stetten-Sohns gebracht! Als Muslim! Die Geheimnisse der Nürnberger Waffenschmiede, die Lenkwaffen-Software der Todes-Drohnen, mit der die amerikanischen Imperialisten meine Leute liquidieren, das war sein Auftrag! Aber er hat das Spiel zu lange ausgereizt, zu viele Leute verärgert. Die halbe Welt jagt ihn. Das ist der Grund, warum er sich abgesetzt hat. Nicht unsere kleine Meinungsverschiedenheit. Ich bin noch immer sein Freund.“

Rabea glaubte ihm selbstredend kein Wort, hatte jedoch erstmalig Mühe, es sich nicht anmerken zu lassen. *Ruhig*, ermahnte sie sich selbst. Yussuf wollte ihr Misstrauen wecken, Zwietracht säen, sie wütend machen – alles in der Hoffnung, dass sie unvorsichtig würde, und er ihr etwas Unbedachtes entlocken konnte. Trotzdem sprangen ihre Gedanken zurück zu ihrem ersten Zusammentreffen mit Jules, dem Beginn ihrer Freundschaft und Lucies Entführung, die mit Jules' Hilfe ein glückliches Ende genommen hatte. Und zu Jules' Wunsch nach einem neuen Leben in einem neuen Land. Alles nur Täuschung, wie Yussuf behauptete? Mit Schrecken merkte sie, dass Yussufs böse Saat bereits zu keimen begann. *Nein!*, rief sie sich selbst zur Ordnung. *Vertraue deinem Instinkt! Jules ist dein Freund. Er hat dich beschützt und dein Leben gerettet. Hör nicht auf Yussufs Lügen!*

„Sie haben gesagt, was Sie sagen wollten“, konterte Rabea kalt. „Wenn Sie also nicht vorhaben, mich mit Ihrem Spielzeug umzubringen“, Rabea zeigte auf die Waffe auf dem Tisch, „dann leben Sie wohl.“ Sie stand auf. Für sie war das Gespräch beendet.

„Ihre Loyalität für Lafitte ehrt Sie. Der Prophet sagt: *Sprich die Wahrheit, auch wenn sie gegen dich ist, und sprich die Wahrheit, auch wenn sie bitter ist.*“

„Der Prophet sagt auch, dass Verleumdung schneller gegen den Glauben eines Muslims handelt als Lepra gegen den Körper eines Menschen.“

Yussuf neigte beifällig den Kopf. „Ich sehe, Sie haben sich mit unseren Hadithen beschäftigt. Darum gebe ich Ihnen noch einen Rat unseres Propheten mit auf den Weg und bitte Sie, über meine Worte nachzudenken. Vor allem darüber, ob Lafitte Ihre Freundschaft wirklich verdient hat. Denn Muhammed spricht: *Der Mensch ist beeinflussbar durch den Glauben seiner Freunde. Deshalb sei vorsichtig, mit wem du verkehrst.*“

„Sehr gut“, Rabea reichte es jetzt mit Yussuf, „diesen Rat nehme ich gerne an. Ich wünsche also, nicht weiter mit *Ihnen zu verkehren*. Und jetzt raus aus meiner Wohnung! Jules ist Ihr Problem, nicht meins. Und ich werde es ganz sicher nicht zu meinem machen. Ich habe auch einen Rat für Sie, Yussuf, oder besser, nennen Sie es eine Prophezeiung: Blasen Sie die Jagd auf Jules ab, ansonsten werden Sie alles verlieren.“

Ohne dass sie es vorausgesehen hatte, war Yussuf über ihr, hatte ihre Arme gepackt, stieß ein Knie zwischen ihre Beine und presste sie schmerzhaft in ihren Sessel. Ganz nah an ihrem Gesicht zischte er: „Du drohst *mir*? Willst *Yussuf* die Stirn bieten? Treib es nicht zu weit, Miststück. Es gibt viele Arten, freche Huren wie dich zu brechen.“ Mit seiner Zunge leckte er

quälend langsam einmal von ihrem Ohr quer über ihre Wange und rammte ihr dann sein Knie in den Unterleib. Die Botschaft war eindeutig. Er ließ sie los, schnappte sich seine Pistole und steckte sie in den Hosenbund. Verächtlich sah er auf sie hinab. „Fühl dich nicht zu sicher, Weib. Wenn ich mit Lafitte fertig bin, bist du dran!“ Endlich ging er.

Was für ein Arschloch! Angeekelt wischte sich Rabea über ihre Wange und stemmte sich aus dem Sessel hoch. Sie rannte ins Bad und ließ sich minutenlang Wasser übers Gesicht laufen. Sie zitterte, ihre Gedanken und Gefühle liefen Amok. Das bekamen auch Kaffeekanne und Geschirr zu spüren, es knallte in einer Tour, während sie damit hantierte, um sich den lange ersehnten Kaffee zu brühen.

Sie musste dringend ihre Gedanken ordnen. Rabea setzte sich auf ihr bisher kaum genutztes Sofa. Sie hatte damals nicht ein Möbelstück aus Nürnberg mitgenommen. Es sollte eine bewusste Trennung von ihrem alten Leben sein. Nichts sollte sie an ihre Zeit mit Lukas erinnern. Jäh wurde ihr bewusst, dass sie ihr Leben immer noch in zwei Abschnitte einteilte: *vor Lukas* und *nach Lukas*. Sie spürte jetzt nicht nur die Nachwirkungen von Yussufs Besuch, sondern zudem den Überdruß, erneut in ein Abenteuer hineingezogen zu werden, dessen Dimension sie nicht einmal annähernd überblicken konnte. Diesmal gänzlich ungewollt und nicht unmittelbar beteiligt. Jedenfalls nicht ganz ...

Nach der zweiten Tasse Kaffee hatte sie sich so weit im Griff, ihre Ist-Situation rekapitulieren zu können. *Gebrauche deinen Verstand, Rabea!* Denke nach, nüchtern, logisch, mathematisch. Hatte das nicht schon Platon gesagt? Mathematik wäre das erste Erkenntnismittel? Welche Erkenntnisse ergaben sich aus Yussufs Besuch? Wie stand es mit ihr? In den letzten Wochen hatte sich ihr Leben eingependelt. Sie musste sich nicht länger verstecken und ein aufreibendes Nomadenleben führen. Sie konnte ihren Großvater und ihre Freunde sehen, wann immer sie wollte. Das hatte sie Jules zu verdanken. Nicht zu vergessen hatte sie in Ryan einen echten Freund gewonnen. Das Wort Liebe war zwar bisher nicht zwischen ihnen gefallen, aber sie war fast sicher, dass Ryan in sie verliebt war. Ebenso wie sein im Irak ermordeter älterer Bruder Patrick war Ryan ein ernsthafter Mensch. Er hätte sie nicht nach Washington eingeladen, wenn er nicht glauben würde, dass aus ihrer Verbindung mehr erwachsen könnte. Sie hatten zwei intensive Wochen zusammen verbracht. Ryan hatte ihr Washington und die Umgebung gezeigt und dabei jedes romantische Register gezogen. Ja, gestand sie sich ein, es war möglich, dass sie sich ernsthaft in Ryan verlieben könnte. Sie war in diesem Jahr dreißig geworden und ihre bisherige Lebensbilanz konnte eine Aufbesserung vertragen – obwohl der Gedanke an eine eigene Familie ihr noch fern lag. Das mit Lukas hatte sie damals gründlich in den Sand gesetzt. Andererseits glaubte sie daran, was sie im Londoner Hotel zu ihm gesagt hatte: dass es nicht ihr vorbestimmtes Schicksal gewesen war, dass sie zusammenkamen.

Als sie heute ihre Wohnungstür aufgeschlossen hatte, hatte sie sich tatsächlich zuversichtlich gefühlt, im Bewusstsein, ihre innere Balance gefunden zu haben. Und nun hatte es dieser vermaledeite Yussuf geschafft, erneut alles in Frage zu stellen. Rabea schnaubte. *Sie hätte Yussuf doch erschießen sollen!* Seine Warnung musste sie auf jeden Fall ernst nehmen. Von nun an würde sie sich vor ihm in Acht nehmen müssen. Was bedeutete, dass sie in Zukunft nicht mehr ohne ihre Waffe aus dem Haus gehen würde. Dabei hatte sie sich gerade erst daran gewöhnt, dass sie im Safe lag und nicht mehr auf ihrem Nachttisch. Was sollte sie tun? Jules zu warnen, machte keinen Sinn. Ihr Freund wusste selbst, in welchen Schwierigkeiten er steckte. Ihr wurde klar, dass ihr eigentliches Problem darin bestand, dass sie sich gerne mit ihm über Yussufs Anschuldigungen ausgetauscht hätte. Sie wollte aus Jules' eigenem Mund hören, dass Yussuf log. Selbstredend, dass sie diesem selbstverliebten arabischen Gockel kein Wort glaubte. Es ging ihr nur um die Klarstellung. *Scheiße, Rabea, reiße dich zusammen. Denk nicht zu viel darüber nach. Spiel diesem Yussuf-Blödmann nicht in die Hände!* Rabea spürte, wie ihr eigener Jagdtrieb erwachte. Sie würde selbst Nachforschungen anstellen. Machte es Sinn, nach München zu fahren und Jules' Wohnung zu

durchsuchen? Sie besaß einen Schlüssel. Nein, geschenkt, denn Jules hätte niemals Spuren hinterlassen. Davon abgesehen hatte Yussuf dort mit Sicherheit zuerst gesucht. Wenn der nichts gefunden hatte, würde sie auch nichts mehr finden. Was konnte sie dann tun? Rabea fiel Jules' Mutter ein, Daria. Jules hatte ihr gesagt, dass es für ihn zu gefährlich wäre, sie zu besuchen und er sie deshalb seit Jahren nicht gesehen hätte. Da er befürchten musste, dass Yussuf seiner Mutter einen unangenehmen Besuch abstatten könnte, war zu erwarten, dass Daria ebenso verschwunden war wie ihr Sohn. Eine Sackgasse. Rabea fiel auf, dass sie im Grunde nicht viel über Jules wusste. Damit wenigstens hatte Yussuf recht. War Lafitte überhaupt Jules' richtiger Name oder nur ein Deckname? Auf jeden Fall würde sie zum Recherchieren in die Redaktion fahren und dazu nicht ihren Laptop benutzen. Sicher war sicher.

An diesem Punkt ihrer Überlegungen angelangt, fiel ihr wieder ein, was Lucie ihr berichtet hatte: dass Saul Kaschinski ähnliche Behauptungen über Jules aufgestellt hatte wie eben Yussuf. Der Söldner hatte beteuert, dass Jules weiter als Agent aktiv wäre und dem libanesischen Geheimdienst Informationen beschafft hatte. Viel schlimmer war allerdings seine Aussage gewesen, dass Jules *scharf darauf war, sich fünfzig Millionen Dollar zu verdienen, die für die Lieferung der Softwarecodes der Hawk-Eye-Serie von vST ausgesetzt wären.*

Laut Lucie waren Jules und Lukas vor dem London-Flug deswegen heftig aneinandergeraten, aber Jules hatte die Zweifel schnell ausräumen können. Lucie jedoch war entsetzt gewesen, wie leicht Lukas auf die *Schlange Kaschinski* hereingefallen war.

Rabea sah auf die Uhr. Kurz nach 16:00 Uhr. Es war verlockend, sich nochmals vor dem überfälligen Auspacken (und Putzen) zu drücken, in die Redaktion zu fahren und die Post auf ihrem Schreibtisch zu checken. Frau Pratschke würde sicher bald Feierabend machen, dann könnte sie mit zu ihr fahren und ihre Katze abholen. Nach der Begegnung mit Yussuf sehnte sie sich mehr denn je nach der kleinen, unschuldigen Hobbit.

Ihr eigenes Handy klingelte. Lucies Name leuchtete auf. Ihre Freundin hielt sich nach wie vor im Nordwesten der Türkei auf, bei Ausgrabungen in Hisarlik, dem Troja der Antike. Kurz schoss Rabea durch den Kopf, dass Yussuf jetzt ihr ganz persönliches Trojanisches Pferd auf den Speicher seines Mobiltelefons gezogen hatte. Rabea gestattete sich ein triumphierendes Lächeln. So ähnlich musste sich Odysseus damals gefühlt haben. Sie hoffte, ihre List würde Yussuf genauso zum Verhängnis werden wie das alte Holzpferd den Griechen. Die hatten ihre Mauern auch für unüberwindlich gehalten. „Hi Lucie!“, meldete sie sich.

„Gott sei Dank, du bist wieder da. Was ist mit deinem Handy los? Warum rufst du nicht zurück? Ich habe dir schon mindestens tausend Nachrichten auf der Mailbox hinterlassen.“

„Stimmt, meine Mailbox ist voll. Entschuldige, ich bin vorhin erst zur Tür rein und konnte noch nicht alle Nachrichten abhören.“ Rabea schmunzelte in sich hinein. Es war ja nicht so, dass sie beide keinen Kontakt gehabt hätten, während sie in den USA weilte. Lucie hatte ihr mindestens jeden Tag eine Mail oder eine SMS geschrieben. Sie wollte auf dem Laufenden gehalten werden, was Rabeas Liebesleben anbetraf.

„Ich muss dir unbedingt etwas erzählen.“ Lucie legte eine feierliche Pause ein und Rabea wusste, was ihre Freundin gleich sagen würde. Richtig. „Ich habe mich unsterblich verliebt“, tönte es aus dem Telefon.

„Schon wieder?“ Angesichts der Häufigkeit, mit der Lucie seit ihrer Teenagerzeit in diesen Gefühlszustand geriet, fiel es Rabea schwer, den von ihrer Freundin geforderten Enthusiasmus aufzubringen. Stattdessen setzte sie nach. „Hat Fonton ihn schon durchleuchtet?“

„Böse Freundin. Und nein, ich habe dazugelernt. Diesmal halte ich schön meinen Mund, bevor mir Papa wieder seinen Wachhund auf den Hals hetzt. Manchmal glaube ich, er will nur einen Schwiegersohn, damit der die Firma übernehmen kann. Fonton, dieser fiese Brite, kann mir echt gestohlen bleiben.“

„Im Ernst? Du bist also immer noch auf ihn sauer, weil er deine letzte Eroberung als verheirateten Mann mit zwei kleinen Kindern geoutet hat?“ Rabea konnte ein Kichern nicht unterdrücken.

„Na ja, diesmal ist es schlimmer. Darum rufe ich an. Du musst mir helfen.“

„Was meinst du damit, es ist diesmal schlimmer? Schlimmer verliebt?“ Rabea schoss ein Verdacht durch den Kopf. Lucie klang wirklich überdreht. Sogar noch mehr als sonst. „Du bist doch nicht etwa schwanger?“

„Nein, wo denkst du hin.“ Lucie senkte die Stimme und verkündete dann dramatisch: „Es sind zwei. Beide sind absolut perfekt und fantastisch, und ich kann mich nicht entscheiden. Und solange ich so unsicher bin, kann und will ich auch mit keinem der beiden schlafen. Deswegen bin ich schon ganz wuschig. Prince Charming ist im Dauereinsatz. Ehrlich, ich stehe kurz vor einer Plastikallergie.“

„Oh Mann, Lucie“, prustete Rabea los, „deine Probleme möchte ich haben. Wie lange geht das schon so? Und warum hast du mir nicht früher davon erzählt?“

„Du warst doch erst in Berlin und dann in Washington. Und ich wusste nicht, wie ich das in einer Mail erklären sollte, wo ich doch selbst ganz durcheinander bin, und du bist ja auch irgendwie in einer ähnlichen Situation, mit Lukas hier und Ryan da, und überhaupt das ganze Gefühlschaos, und ich dachte, ich kriege das schon hin mit der Entscheidung, kann ja nicht so schwer sein, und dann stelle ich ihn dir vor, und du kannst mir sagen, was du von ihm hältst.“ Die ganze Erklärung schoss aus Lucie ohne Punkt, Komma und Atemholen heraus. Eben typisch Lucie, dachte Rabea. „Also gut, von vorne. Erst mal tief Luft holen, Lucie, atme. Und jetzt sag mir: Wann und wie genau hast du die beiden kennengelernt?“

„Den einen in Nürnberg, kurz nachdem du nach Berlin gereist bist, und den anderen gut zwei Wochen später hier in Istanbul, im Deutschen Archäologischen Institut.“

„Zwei Männer in sechs Wochen, keine schlechte Ausbeute. Was hast du überhaupt in Istanbul gemacht? Hast du nicht erzählt, du buddelst den Troja-Hügel um?“

„Eben, ich habe gleich in den ersten Tagen etwas Interessantes gefunden, ein zerbrochenes Schwert mit einem fabelhaft erhaltenen Heft, und deshalb durfte ich mit Professor Hagedorn zur genaueren Analyse nach Istanbul fliegen. Du musst unbedingt kommen, Rabea, und dir Jonathan ansehen. Er ist ein erfolgreicher Geschäftsmann und engagiert sich mit seiner Stiftung zum Erhalt von Altertümern. Er hat der Universität von Tübingen viel Geld gestiftet, damit wir hier in Hisarlik weiterforschen können.“

„Herrje, wie alt ist er denn?“

„Ich sagte, er unterstützt den Erhalt von Altertümern, das bedeutet nicht, dass er alt ist. Er ist Anfang dreißig. Ach, er ist einfach perfekt, charmant, zuvorkommend, klug ...“, schwärmte Lucie.

„Klingt, als hättest du dich schon entschieden.“

„Ja, wenn da nicht Andrea wäre. Er ist Italiener und hat mir das Leben gerettet.“

„Wie? Er hat dir das Leben gerettet?“

„Das war beim Friseur. Jules steht ja nicht mehr zur Verfügung, also musste ich in Nürnberg gehen.“

„Aha, er ist also Friseur und hat dir das Leben gerettet? Mit was? Einer neuen Strähnchentechnik?“

„Ha, zweimal böse Freundin, du nimmst mich schon wieder auf die Schippe. Nein, im Ernst, als ich den Salon verließ, hätte mich beinahe ein Auto überfahren. Ehrlich, ich weiß nicht, wo das so plötzlich hergekommen ist. Auf jeden Fall hat Andrea schnell reagiert und mich mit einem Ruck von der Straße gezogen. Ansonsten hätte ich einen Salto mortale hingelegt! Mir war ganz schlecht. Er hat mich ins nächste Lokal geschleppt und mir einen Schnaps eingeflößt. So hat es angefangen.“ Lucie stieß einen Seufzer aus. „Er ist Witwer und hat eine kleine Tochter. Wir waren schon zusammen Eis essen. Er ist ein ganz wunderbarer Vater. Du solltest sehen, wie er mit der Kleinen umgeht.“

„Aha, du hast also die Wahl zwischen einem sozial engagierten, reichen Wohltäter und einem lebensrettenden Witwer mit Kind und hohem Mitleidsfaktor. Da kann ich dir nur raten, wirf eine Münze.“

„Nein, du bist meine Münze. Vorschlag: Ich bin gerade in Nürnberg angekommen und habe einige Tage frei. Mein Professor ist mal wieder in Sachen Geld eintreiben unterwegs, soll er ruhig allein machen. Übermorgen, also Samstag, treffe ich mich mit Andrea zum Abendessen. Bitte, du musst unbedingt hierherkommen und ihn kennenlernen. Ich brauche dich, Rabea, es geht um mein Glück. Ich musste fast zwei Jahre ohne dich auskommen. Lass mich nicht im Stich, bitteeee ...“ Listig fügte Lucie noch hinzu: „Ich habe dir auch schon einen Flug für morgen Abend rausgesucht. Das Ticket kostet keine hundert Euro. Außerdem kannst du dann auch deinen Großvater besuchen. Was sagst du?“

„Also gut, überredet. Ich komme“, gab Rabea für ihre Verhältnisse schnell nach.

Lucies unbeschwerte Art war das richtige Gegengewicht für die neuen Sorgen in ihrem Leben. Hobbit würde sie einfach mitnehmen.

Kapitel 5

Zürich/Herrliberg/Schweiz

Jules raste auf einer schwarzen BMW 1200 auf der A3 von Vaduz kommend in Richtung Zürich.

Seit dem Tag, an dem er von Beirut nach München übergesiedelt war, hatte er sich für den Tag gerüstet, an dem er sich Yussuf würde stellen müssen. Jahrelang hatte er getrickst und sich zwischen mehreren Fronten bewegt, hatte mit hohlen Informationen jongliert, die er von der einen Seite erhielt und an die andere weitergab, und sich so immer wieder durchlavieren können.

Im Nachhinein wunderte es Jules, dass er so lange hatte durchhalten können. Ihm war bewusst, dass es ohne die zunehmend instabile Lage im Mittleren Osten und zuvor dem Arabischen Frühling, der die Machtverhältnisse teilweise verschoben hatte, nicht möglich gewesen wäre. Der Arabische Frühling war verblüht, und die meisten seiner alten Gegner waren im Laufe der Zeit auf der Strecke geblieben. Auch seinen früheren Geheimdienst gab es in seiner ursprünglichen Struktur nicht mehr. Die alte Garde war hinweggefegt worden, nur wenige hatten überlebt, leider ausgerechnet auch Yussuf.

Die Auseinandersetzung mit seinem ehemaligen Weggefährten beim libanesischen Geheimdienst DGSG war längst überfällig gewesen. Tatsächlich hatte er selbst den Funken gezündet, indem er Rabea vor zwei Jahren in Sicherheit gebracht hatte. Seine Freundin hatte Yussufs Geschäfte empfindlich gestört und nach dessen Meinung trug sie auch die Schuld am Tod von Malik in Tanger. Yussuf sann auf Rache. Malik war sein Cousin gewesen. Rabeas Rückkehr ins Leben hatte den Stein endgültig ins Rollen gebracht. Seine Freundin war nur so lange vor Yussuf sicher, solange er, Jules, lebte und Yussuf nicht genau wusste, was Jules gegen ihn in der Hand hatte.

Aber Jules war vorbereitet auf die – wie er hoffte – letzte Konfrontation mit Yussuf. Er hatte einen Plan, indem er eine Kettenreaktion auslösen würde. Die Syrer und Iraner waren nicht gefährlich. Mit ihnen hatte er längst seine Vereinbarungen getroffen. Er hatte sich nur deshalb mit ihnen sehen lassen, um Yussuf aus der Deckung zu locken.

Jules' Gedanken kehrten unwillkürlich zu seiner ersten Begegnung mit Yussuf zurück. Sie war bald fünfundzwanzig Jahre her. Er selbst war damals noch keine sechzehn gewesen. Sein Vater, ein französischstämmiger Tuchhändler, war gerade gestorben. Der hatte seinen einzigen Sohn mit Gewalt in das väterliche Stoffgeschäft pressen wollen. Aber Jules fand diese Art der Arbeit einfach nur öde. Er träumte von Abenteuern. Dafür hatte er von seinem Vater das Talent zum Zeichnen geerbt. Anstatt Stoffdesigns zu entwerfen, fälschte Jules bald Geldscheine und Papiere.

Yussuf, damals schon ein hohes Tier bei der DSGS, war auf ihn aufmerksam geworden, als er jemanden mit von Jules' gefälschten Papieren in die Fänge bekam. Jules hatte keine Wahl, entweder er arbeitete von nun an für Yussuf oder er wanderte ins Gefängnis. Yussuf war nicht nur jemand, der zur damaligen Zeit alles an krummen Geschäften tätigte, was machbar war, er wurde außerdem Jules' Ausbilder beim DSGS. Deshalb kannte er Yussuf so gut. Und Yussuf ihn. Als sich der Libanon immer weiter spaltete, musste Yussuf gar nicht erst die Seiten wechseln. Er hatte sich längst nach allen Seiten hin abgesichert und seine Geschäfte ausgedehnt. Dabei machte es für ihn keinen Unterschied, ob seine Partner Muslime, Christen oder Juden waren, Hauptsache, die Währung stimmte. Die Grenzen zwischen Legalität und

Illegalität hatten für ihn so oder so nie existiert. Mit seinem weitverzweigten Netzwerk mischte Yussuf im Drogen-, Waffen- und Menschenschmuggel mit und betrieb Geldwäsche im großen Stil, überwiegend in Europa. Nach wie vor war auch der Handel mit Informationen eine seiner Einnahmequellen, der Nährboden dafür war der internationale Terrorismus, den er förderte, wo er nur konnte. Selbst wenn das Ziel Libanon hieß ... Seit der Terrorismus nach dem 11. September 2001 so richtig prosperierte, florierten auch Yussufs Geschäfte. Es war ihm dabei aber nie um den Islam gegangen, ihm ging es immer nur um das Geschäft. Trotzdem zählten für Yussuf, wie für jeden Muselmanen, seine Ehre und das Ansehen, das er bei seinen Leuten und seinem weit verzweigten Familien-Clan genoss, mehr als sein eigenes Leben.

Das war seine Schwachstelle, und darauf baute Jules' Plan auf. In den letzten Jahren war Yussuf zu gierig geworden und hatte sich mit zwei in seiner Welt als größte Feinde geltenden Parteien eingelassen. Er war ein Verräter. Das würde ihm zum Verhängnis werden. Jules hatte schon öfters mit dem Gedanken gespielt, Yussuf einfach zu töten. Doch es gab einen besseren Weg, ihn loszuwerden. Jules kannte die Wahrheit über ihn, wusste von Taten, von denen Yussuf nicht zulassen konnte, dass sie jemals an die Öffentlichkeit gelangten. Im Gegensatz zu ihrem Vater waren seine Söhne fromme Diener Allahs. Das war Jules' Versicherung. Er musste nur dafür sorgen, dass gewisse Informationen in die richtigen Hände gerieten. Yussufs eigene Leute würden ihn richten, und er wäre frei – nach fünfundzwanzig Jahren. Aber dazu musste Jules erst die kompletten Beweise an sich bringen, die er sicher versteckt hatte. Gleichzeitig musste er die Amerikaner im Auge behalten, um ihnen nicht in die Quere zu kommen. Denn ein Teil der Beweise gegen Yussuf sähe auch die CIA ungern in den falschen Händen, und dann würde die Jagd von vorn beginnen. Es kam auf die richtige Dosierung an, damit die geplante Kettenreaktion nicht außer Kontrolle geriet.

Doch was wäre das Leben ohne ein wenig Risiko? Jules grinste in sich hinein. *Eines nach dem anderen ...*

Er konzentrierte sich nun auf seinen Plan und ging ihn nochmals durch.